Zeitschrift: Traverse : Zeitschrift für Geschichte = Revue d'histoire

Herausgeber: [s.n.]

Band: 11 (2004)

Heft: 3

Rubrik: Besprechungen = Comptes rendus

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

LITERATUR ZUM THEMA
COMPTES RENDUS THEMATIQUES

UTE CAUMANNS, MATHIAS NIENDORF (HG.) **VERSCHWÖRUNGSTHEORIEN** ANTHROPOLOGISCHE KONSTANTEN – HISTORISCHE VARIANTEN

FIBRE VERLAG, OSNABRÜCK 2001, 228 S., FR. 58.–

Im Mai 1999 fand auf Initiative des Deutschen Historischen Instituts in Warschau eine interdisziplinäre Tagung zum Thema «Verschwörungstheorien – Typen, Variationen, Testfälle» statt, dessen Resultat der vorliegende Band ist. Historische Fallstudien bilden den Schwerpunkt und decken ein breites Spektrum ab, das von Klassikern wie der These von der Verschwörung der Freimaurer oder dem Mythos der Protokolle der Weisen von Zion bis zum exotischen Thema von Äthiopiens Kultur des Versteckens reicht. Im Zentrum stehen osteuropäische Falluntersuchungen aus dem 20. Jahrhundert, die auf Grund ihres spezifischen Zugriffs – dazu zählen eine literaturtheoretische Diskursanalyse und eine empirische Studie – auch über das behandelte historische Thema hinaus interessant sind. Drei Beiträge zu Verschwörungstheorien aus psychologischer und philosophischer Sicht sind diesen Falluntersuchungen unter dem Kapitel «Anthropologische Konstanten» vorangestellt. Der zweifelsohne umfassendste Beitrag zu anthropologischen Parametern in Verschwörungstheorien vom Konstanzer Historiker Dieter Groh erscheint leider erst am Ende des Bandes. Schade ist dies deshalb, weil die Herausgeberin und der Herausgeber ihren Band entlang der zentralen Tagungsdebatte – der Frage nach dem Verhältnis von anthropologischen Konstanten zu historischen Varianten – strukturiert haben wollen.

Groh, offensichtlich die herausragende Autorität der Tagung, erstellt in seinem Beitrag «taxonomische Kategorien», mittels derer er die Palette anthropologischer Dimensionen von Verschwörungstheorien aufzeigen will. Stellvertretend sollen hier jene diskutiert werden, welche auch aus Sicht der historischen Falluntersuchungen erhellend sind in Bezug auf ihre behauptete anthropologische Dimension. Darunter fällt die zentrale Behauptung, dass Verschwörungstheorien als Antwort auf Krisenphänomene oder – psychologisch gesprochen – Stress fungieren: sie sind eine Bewältigungsstrategie. Am Beispiel der deutschen Wiedervereinigung versucht der Psychotherapeut Hans-Joachim Maaz dazu gleichsam eine Psychodynamik von Verschwörungstheorien als anthropologisches Muster zu etablieren: Er operiert allerdings ohne nähere Definition mit dem Begriff der «gesellschaftlichen Pathologie» und behauptet in monokausaler Argumentation, dass eine Prädisposition für die Empfänglichkeit resp. Entwicklung von Verschwörungstheorien in der frühkindlichen Entwicklung liege. Dem setzt der Historiker Rudolf Jaworski – ebenfalls unter anthropologischen Gesichtspunkten – relativierende und vor allem differenzierte kontextuelle Überlegungen entgegen. Er thematisiert die Position von Verschwörungstheorien zwischen psychologischen Dispositionen und Mechanismen auf der einen und historisch-politischen Konstellationen auf der anderen Seite. Sein Beitrag zeigt Gemeinsamkeiten und Unterschiede

zwischen individuellem Verfolgungswahn und massenpsychologischen Phänomenen wie Xenophobie einerseits und kollektiven Verschwörungstheorien andrerseits auf, wobei er sich an deren Entwicklungsmustern und Ausdrucksformen orientiert. Dass die Frage nach Formen von «gesellschaftlicher Pathologie» dennoch interessant sein könnte, legen die vier osteuropäischen Falluntersuchungen aus dem 20. Jahrhundert nahe.

So präsentiert der Sozialpsychologe Krzysztof Korzeniowski empirische Erhebungen zur politischen Paranoia in Polen in der zweiten Hälfte der 1990er-Jahre, und kommt zu erstaunlichen Resultaten. Die weit verbreitete politische Paranoia wird vom Autor auf Grund der Datenlage als primär psychologisches Phänomen interpretiert, weil sozioökonomische Statusfaktoren offensichtlich nur geringe Erklärungskraft besitzen. Auch die Kindheitserinnerungen der Publizistin Teresa Bogucka sind geprägt vom Thema Verschwörung im Polen der Nachkriegszeit. Sie perzipiert Verschwörungstheorien vor allem als Herrschaftsinstrument totalitärer Systeme. Der linguistische Beitrag von Michal Glowinski, der die verschwörungstheoretische Kategorisierung der Welt am Beispiel der antisemitischen Kampagne 1968 in Polen rund um die so genannten «Inspiratoren» einer sprachlichen Analyse unterzieht, stützt diese Wahrnehmung in wesentlichen Punkten. Seine Untersuchung ist über das konkrete Fallbeispiel hinaus insofern exemplarisch, als sie Verschwörungstheorien als eigene Textsorte behandelt, deren Konstruktionselemente sie am Beispiel der «Inspiratoren» erläutert. Der vierte osteuropäische Beitrag von Gabor T. Rittersporn zur sowjetischen Welt als Verschwörung – als «ein durch finstere Mächte heimgesuchtes Universum» – ist in seiner Multiperspektivität von Regierenden, BeamtInnen und Volk der wohl spannendste, insbesondere in Bezug auf Dynamiken des Systems respektive Staatsapparates.

Im Zusammenhang mit den Konstruktionselementen und inneren Mechanismen von Verschwörungstheorien gerät ein weiterer Komplex anthropologischer Dimensionen aus Grohs Taxonomie in den Blickkreis des Interesses. Primär gehören dazu ein manichäisches Weltbild und der Umstand, dass Verschwörungstheorien sozusagen kohärenter sind als die Realität, indem sie Komplexität auf einen einfachen Kausalmechanismus von Ursache und Folge reduzieren. Sie bewegen sich ausserdem stets in apokalyptischen Dimensionen von absoluten Freund-Feind-Konstellationen, in denen es um Überleben oder Untergang geht. Genau in diesem Kontext siedelt Ruth Groh ihren Beitrag an und postuliert – mit Rückgriff auf die Antike – die universelle Verbreitung von Verschwörungstheorien. Sie interpretiert sie als Manifestationen tief sitzender Bedürfnisse nach Weltdeutung, welche auf einem manichäischen Weltbild und teleologischen Denkstrukturen beruhen: «Das Gute kommt von Gott, das Schlechte vom Teufel und seinen Verbündeten. Ordnung und Heil auf der einen sowie Chaos und Unheil auf der anderen Seite sind Resultate absichtsvollen Handelns.» In ihrer säkularisierten Form reflektieren Verschwörungstheorien Krisenphänomene, welche als Resultat von Machenschaften bestimmter Gruppen von Menschen erklärt werden und als soziale Kampfmythen fungieren. Für Jaworski lässt sich dies aus historischer Perspektive nicht aufrecht erhalten; er lehnt die Kategorisierung von Verschwörungstheorien als universalgeschichtliche Phänomene ab, da sich die ihnen immanenten Denkmuster und Konstruktionsbestandteile im Verlauf der Geschichte durchaus verändert haben. Bedauerlicherweise nennt er keine konkretisierenden Beispiele.

Dafür formuliert er, wonach aus einer raum- und epochenübergreifenden Perspektive gefragt werden sollte. Nach spezifisch kulturellen Prägungen etwa, oder nach der jeweiligen Struktur der kommunikativen Öffentlichkeit. Und ganz zentral die Frage, wann und unter welchen Konstellationen Verschwörungstheorien breite Wirkungsmächtigkeit erhalten. Gemäss Dieter Groh lassen sich auch diese Fragen in anthropologische Konstanten überführen. So behauptet er, hinter der Wirkungsmächtigkeit von Verschwörungstheorien stehe ein ganz bestimmter Mechanismus: sie haben nicht allein eine spezifische Affinität zur Wirklichkeit, sondern werden von dieser gleichsam angezogen, sie passen «in das vorherrschende Deutungsmuster einer Gruppe, Partei, Nation, Kultur, Religion wie der Schlüssel in ein Schloss». Zeitspezifische Formen der Öffentlichkeit geben dabei ihren Wirkungsrahmen vor. Ein besonders interessantes Beispiel ist aus diesem Blickwinkel der Beitrag von Stefan Brüne zu Äthiopiens «Kultur des Versteckens», in der Politik nur in geschlossenen Zirkeln stattfindet. Im hierarchischen, von strengen Verhaltenscodices geprägten Kommunikationsverständnis sind Ambivalenz und Doppeldeutigkeit zentrale Kennzeichen der Sprache. Verschwörungsdenken wird dadurch in der Argumentation des Autors gleichsam zum Bestandteil der Alltagskultur Äthiopiens.

Doch wer setzt eigentlich Verschwörungstheorien in die Welt? Grohs anthropologisches Argumentarium wäre nicht vollständig, würde es sich dieser Frage nicht annehmen. So stellt er das Paradox auf, dass Verschwörer stets mächtig und schwach zugleich sind, indem sie sich mittels Verschwörungstheorien zu Herren von Verhältnissen, deren Herr sie eben gerade nicht sind, machen. Abgesehen davon, dass Agierende (eben: die Verschwörer) bislang, so scheint es, stets als Männer – resp. nur Männer als Agierende – wahrgenommen wurden, vermögen sämtliche Falluntersuchungen des Bandes diese Konstellation zu illustrieren. Werner Tschacher zum Beispiel präsentiert in seinem Beitrag die Hexenlehre als elaborierte Verschwörungstheorie, welche auf dem Hexenstereotyp als einem primär elitären Konstrukt basiert, das der Aufrechterhaltung der Ordnung – sei es gegenüber Rebellionen, territorialen Rivalen oder reformerischer Ideen – diente. Demgegenüber scheint es Johannes Rogalla von Bieberstein in seinem Artikel zur These von der Verschwörung der Freimaurer vor allem darauf angelegt zu haben, die Freimaurer als prototypische Aufklärer den Bolschewiki als reaktionäre, antiaufklärerische Bewegung gegenüberzustellen. Auch der grundsätzlich von hoher Fachkompetenz inspirierte Beitrag von Michael Hagemeister zum Mythos der Protokolle der Weisen von Zion verwirrt, erscheint der Text doch ähnlich kryptisch wie die detailliert präsentierten Ursprungsmythen der Protokolle. Die breite Diskussion der Entstehungsmythen befremdet umso mehr, als ihnen der Autor eigentlich durch gewichtige Gegenargumente wie etwa eine philologische Analyse zweier früher ukrainischer Fassungen den Boden zu entziehen sucht, dabei aber gar nicht näher auf die Erkenntnis aus dieser Untersuchung eingeht.

Zum Verhältnis von anthropologischen Konstanten zu historischen Varianten vermittelt der vorliegende Band vielgestaltige Anregungen, verweist mit seinen internen Widersprüchlichkeiten aber auch auf eine Vielzahl offener Fragen. «Eine wissenschaftliche Erforschung von Verschwörungstheorien hat ihre Konjunktur noch vor sich», wie die Herausgebenden in ihrem Schlussvotum feststellen.

Franziska Meister (Zürich)

REINALTER, HELMUT (HG.) VERSCHWÖRUNGSTHEORIEN THEORIE – GESCHICHTE – WIRKUNG

STUDIENVERLAG, INNSBRUCK 2002, 192 S., FR. 42.10

Die wohl am weitesten verbreiteten und auch wirkungsmächtigsten Weltverschwörungstheorien gingen und gehen von einer Konspiration des Judentums und/oder der Freimaurerei aus. Diese Theorien stehen im Zentrum des anzuzeigenden Sammelbandes, an dem unter anderem verschiedene Mitglieder der wissenschaftlichen Kommission zur Erforschung der Freimaurerei mitgewirkt haben und der auf eine im Mai 2001 an der Universität Innsbruck gehaltene Vortragsreihe zurückgeht.

Einführend gibt Johannes Rogalla von Bieberstein einen Abriss der Geschichte antimasonischer und antisemitischer Verschwörungstheorien vom 18. bis ins 20. Jahrhundert. Sodann liefert Armin Pfahl-Traughber einige «Bausteine» zu einer Theorie über Verschwörungstheorien. Er betont, dass Verschwörungstheorien verschiedene Funktionen zukommen: Die Vorstellung von Konspirationen und die Abgrenzung gegen «böse Mächte» vermitteln Zugehörigkeitsgefühle (Identitätsfunktion), sie erleichtern das Verständnis komplexer historisch-politischer Entwicklungen (Erkenntnisinstrument) und können dadurch zu einem Manipulationsinstrument werden, ja sogar zur Rechtfertigung von Herrschafts-, Unterdrückungs- oder Vernichtungsmassnahmen dienen (Legitimationsinstrument). Als Ursachen für die Akzeptanz von Verschwörungstheorien sieht Pfahl-Traughber sowohl psychologische als auch soziale und politische Faktoren.

Michael Hagemeister handelt über die Geschichte der «Protokolle der Weisen von Zion», die seit ihrem Auftauchen nach der Wende zum 20. Jahrhundert immer wieder in der antisemitischen Propaganda verwendet wurden, obgleich schon früh nachgewiesen war, dass es sich dabei um eine Fälschung handelte. Hagemeister bietet eine alternative Lesart der Protokolle an: Sie entwürfen nämlich nicht ausschliesslich ein Horrorgemälde, sondern liessen sich auch als Beschreibung einer zukünftigen Wohlfahrtsdiktatur lesen. Insofern reihten sie sich in die Antiutopien des 19. und 20. Jahrhunderts ein, ohne allerdings die literarische Qualität der wichtigsten Exemplare dieses Genres zu besitzen. Die Attraktivität, welche die Protokolle bis heute besitzen, lässt sich gemäss Hagemeister auf den Umstand zurückführen, dass ihnen drei Grundmotive abendländischer Geschichtsmetaphysik eignen: Teleologie, Dualismus und Okkultismus.

Der Beitrag von Manfred Böcker beschäftigt sich mit der Theorie der «jüdisch-freimaurerischen Verschwörung» in der radikalen Rechten Spaniens der 1930er-Jahre. Es zeigt sich dabei, dass bei den unterschiedlichen Fraktionen der spanischen Rechten – Akzidentalisten der CEDA, alfonsinische Monarchisten, Karlisten, Integristen, Falangisten – diese Verschwörungstheorie unterschiedliche Bedeutung hatte, wobei die falangistischen Faschisten generell weniger stark antisemitisch eingestellt waren als die anderen, stärker katholisch geprägten Rechtsströmungen.

In einem zweiten Beitrag behandelt Armin Pfahl-Traughber die Renaissance der antisemitisch-antifreimaurerischen Verschwörungstheorie in zeitgenössischen esoterischen Publikationen. Im Zentrum seiner Ausführungen stehen die Schriften des unter dem Pseudonym «Jan van Helsing» publizierenden esoterischen Rechtsextremisten Jan Udo Holey. Seine 1993 und 1995 publizierten *Geheimgesellschaften*-Bände, in denen neben Verschwörungen der Freimaurer, der Illuminaten, der UNO, der Juden und

anderer auch nationalsozialistische UFOs eine wichtige Rolle spielen, sind in der esoterischen Szene zu Bestsellern avanciert und haben verschiedene Nachahmer auf den Platz gerufen. Der Beitrag zeigt in erschreckender Deutlichkeit die fliessenden Übergänge zwischen Esoterik und Rechtsextremismus auf.

Der daran anschliessende Beitrag von Eduard Gugenberger verdeutlicht, dass diese Affinität keine Innovation unserer Tage darstellt. Schon in den Anfängen der abendländischen Esoterik in der Mitte des 19. Jahrhunderts spielten antisemitische und antimasonische Verschwörungstheorien eine wichtige Rolle. Die «magische Renaissance», die Theosophie und die verschiedenen esoterisch-okkulten Orden mündeten um 1900 in die von Jörg Lanz von Liebenfels und Guido von List begründete Ariosophie ein, aus der Hitler viele Versatzstücke seiner Weltanschauung entlehnen konnte. Nach dem Ersten Weltkrieg entstand die Thule-Gesellschaft, welche esoterische und germanomythische Elemente mit rechtsextremer Politik verknüpfte und bald in der frühen nationalsozialistischen Bewegung aufging.

Pierre-André Bois schliesslich spürt den Verschwörungstheorien im ausgehenden 18. Jahrhundert nach. Seines Erachtens stellt das Verschwörungsmotiv ein wesentliches Strukturelement eines neuen politischen Diskurses dar, der sich in der Zeit der Französischen Revolution formierte. Dazu gehörte sowohl die Vorstellung, die Umwälzung sei die Inszenierung einer verschworenen Gruppe von Freimaurern, Illuminaten und Jakobinern, als auch die Furcht vor jesuitischen und aristokratischen Komplotten. Auch wenn die Bedeutung des Verschwörungsdenkens abgenommen habe, sei der ideologische Kern dieses neuen Diskurses, nämlich die Ausrichtung auf Sieg oder Niederlage, bestimmend geblieben. Ein ausführlicher Quellenanhang mit Auszügen aus wichtigen verschwörungstheoretischen Texten beschliesst den Band.

Insgesamt lotet der Sammelband die verschiedenen Facetten antisemitischer und antimasonischer Verschwörungstheorien gut aus. Allerdings hätte es sich aufgedrängt, die weit gehende Beschränkung auf dieses Segment verschwörungstheoretischen Denkens bereits im Titel des Bandes anzudeuten. Nicht ganz einsichtig ist zudem die Anordnung der Beiträge, hinter der weder ein chronologisches noch ein systematisches Prinzip erkennbar ist.

Christian Koller (Zürich)

ROBERT ALAN GOLDBERG
ENEMIES WITHIN
THE CULTURE OF CONSPIRACY IN MODERN AMERICA

NEW HAVEN, YALE UNIVERSITY PRESS, 2001, 354 P., € 28,50

Les théories de la conspiration ont trouvé depuis le 11 septembre un terrain très favorable à leur renouveau. Ecrit avant cette date, le livre de Robert Goldberg est à l'abri de tout soupçon d'opportunisme éditorial et de sacrifice aux impératifs commerciaux propres aux *instant books*. De facture universitaire, l'ouvrage s'appuie sur une documentation riche et variée pour analyser les formes et les usages sociaux des théories de la conspiration aux Etats-Unis. Loin de faire une interprétation psychologisante du «conspirationnisme» ou de tomber dans la contre-enquête journalistique, l'auteur aborde au contraire ce phénomène comme une tradition profondément ancrée dans la culture politique du pays, qui conserve en les renforçant certains traits constitutifs de l'expérience américaine: la suprématie protestante, le souci de l'ordre racial,

l'anti-élitisme d'origine populiste, la défense de la propriété privée, la méfiance vis-à-vis du gouvernement central, etc.

Le premier chapitre est ainsi consacré à montrer en quoi la conspiration est la *forma mentis* dominante de l'imaginaire politique national: de l'époque coloniale à nos jours, elle se développe comme le double angoissant de l'*exception* américaine. Nés d'une révolution anti-coloniale et d'un désir de fonder matériellement et constitutionnellement la liberté, les Etats-Unis se perçoivent d'emblée comme une forteresse assiégée, objet de toutes les convoitises ou des desseins les plus noirs, des conspirations papistes (à laquelle l'immigration irlandaise donnera un contenu racialisé) aux intrigues monarchistes, en passant par les conjurations d'esclaves, toutes visant à priver les protestants américains de leur liberté. Une forte tradition républicaine vient nourrir cette hantise de l'aliénation politique, qui va prendre des formes parfois critiques, mais plus souvent réactionnaires, et se traduire par la méfiance vis-à-vis du gouvernement fédéral et de ses élites, fourriers du «globalisme».

Si l'on voit bien comment la conspiration fournit un langage politique en même temps qu'un principe d'identité nationale, on regrette que l'auteur se contente de suggérer cette problématique sans jamais la développer, alors même qu'elle est au cœur de son ouvrage.

En revanche, Goldberg offre au lecteur des analyses beaucoup plus affinées lorsqu'il souligne la fonction matricielle de la menace soviétique dans le développement des théories de la conspiration au 20e siècle. A cet égard, l'évolution de la John Birch Society, relatée dans le second chapitre, est éclairante. Née pour dénoncer la conspiration communiste censée miner les institutions américaines de l'intérieur, cette fondation va rapidement porter le discours conspirationniste à un niveau de sophistication supérieur, notamment sous l'effet de la détente: le communisme soviétique ne serait en réalité qu'un sous-complot, la véritable conspiration étant le fait de milieux occultes («Illuminati», finance internationale, réseaux maçonniques), véritables maîtres d'œuvre de la guerre froide poursuivant leur projet d'un gouvernement mondial. Nombre des thèmes conspirationnistes (l'infiltration communiste, l'affaiblissement de l'Amérique) vont être repris par le candidat Reagan, avant que celui-ci ne tombe à son tour sous le coup du soupçon.

On aurait toutefois souhaité que les chapitres suivants prolongent cette réflexion à peine ébauchée. Ils constituent plutôt une série de vignettes kaléïdoscopiques, parfois de simples prétextes à la description narrative d'un vaste matériau empirique et documentaire, certes intéressant, mais souvent sous-exploité (le chapitre sur les mouvements religieux eschatologiques, notamment, en arrive à diluer la notion de conspiration pour l'appliquer à toutes les lectures du présent comme fin de l'histoire et avènement de l'Antéchrist).

Les théories expliquant l'assassinat du président Kennedy, la thèse de l'oppression des noirs par les élites juives alimentée par Louis Farrakhan, et les délires techno-futuristes inspirés par l'incident de Roswell (un ballon météorologique de l'armée qui s'écrase dans le désert en 1947 nourrit vite de multiples conjectures sur des contacts secrets entre le gouvernement fédéral et des extra-terrestres) viennent illustrer le caractère agglutinant et proliférant des théories de la conspiration: elles entrent en résonance les unes avec les autres et se renforcent mutuellement. C'est parce qu'il allait révéler l'existence de pourparlers avec extra-terrestres que Kennedy a été abattu; la guerre contre les noirs menée par les juifs américains fait écho aux vieilles thè-

ses du complot juif international, reprises simultanément par les milices extrémistes ou les chrétiens millénaristes, etc. Ces effets de miroir s'appuient en réalité sur de nouvelles formes de socialisation politico-religieuse qui assurent la très large diffusion des thèses conspirationnistes: «Lors des foires aux armements ou des séminaires de survie, les contre-subversifs [c'est-à-dire ceux qui luttent sans relâche contre la conspiration] entrent en contact avec les défenseurs du port d'arme, les dissidents fiscaux, et les chrétiens se préparant au nouveau millénaire.» (57) Mais l'auteur n'en dira pas plus, alors que le lecteur a été mis en appétit par cette référence à un véritable terrain d'enquête sociologique et politique. De même, Goldberg souligne le rôle des nouvelles technologies dans le renouveau des théories du complot – la répétition incessante ou la reprise de ces thèses a tendanciellement valeur de preuve, et ce d'autant plus que l'absence de preuve est le signe par excellence de la conspiration – on aurait aimé, là aussi, une réflexion mieux articulée et plus solide sur cette forme extrêmement économique de rationalisation et sur sa nature purement discursive, sur sa capacité à capitaliser les peurs et à leur donner une efficacité politique.

Sans doute, l'un des obstacles empêchant l'auteur de donner à ces réflexions toute l'ampleur qu'elles mériteraient est la masse documentaire sur laquelle il s'appuie et qu'il est de toute évidence désireux de couvrir dans son intégralité. Loin de se cantonner aux discours émanant des milieux conspirationnistes, Goldberg retrace aussi les circuits à travers lesquels l'hypothèse du complot est recyclée via la culture populaire, comme l'industrie hollywoodienne, les pseudo-documentaires à destination du grand public, ou les séries télévisées telles que X-Files – une culture d'autant plus perméable aux théories de la conspiration que celles-ci font écho à des motifs identitaires profonds.

En somme, c'est peut-être lorsqu'il tend le plus vers les *cultural studies* que l'ouvrage révèle ses qualités, au prix, toutefois, d'une certaine frustration éprouvée par le lecteur.

Nicolas Guilhot (Paris)

PETER KNIGHT
CONSPIRACY CULTURE
FROM THE KENNEDY ASSASSINATION TO THE X-FILES

ROUTLEDGE, LONDON 2000, 287 S., $ 25,95

PETER KNIGHT (HG.)
CONSPIRACY THEORIES IN AMERICAN HISTORY
AN ENCYCLOPEDIA

ABC CLIO, SANTA BARBARA (CALIF.) 2003,
2 BÄNDE, 925 P., $ 195,75

Die Vereinigten Staaten sind nicht nur ein Paradies üppig blühender Verschwörungsängste, sie haben auch eine höchst anregende Literatur zur Thematik hervorgebracht. Hierzu zählen die Arbeiten von Peter Knight, der an der Universität von Manchester im Feld der «American Studies» tätig ist. Zeitgleich mit der Arbeit von Robert Goldberg entstanden (siehe die vorangehende Besprechung von *Enemies within),* der als Mitherausgeber und Verfasser thematischer Beiträge in der grossen Enzyklopädie über Verschwörungstheorien in der US-amerikanischen Geschichte fungiert, strebt Knight keine weit ausholende Übersicht der US-Geschichte an, sondern konzentriert sich auf die Entwicklung der jüngsten Jahrzehnte. Wer sich rasch und handlich über ältere oder aktuellere Fälle informieren möchte, greift mit Gewinn nach der zweibändigen Enzyklopädie. Diese bietet nicht nur in kurzen Einleitungen

von Peter Knight und Robert Goldberg deren Ansichten konzentriert dar, sondern entwirft in na-hezu 300 Stichworten und einem umfangreichen Dokumentenanhang ein brei-tes Panorama der Rolle von Verschwörungstheorien in der US-Geschichte. Von bizarren Spekulationen über Ausserirdische bis hin zu sehr realen Ereignissen (Kennedy-Mord, Watergate, Iran-Contra) finden sich hier kleinere oder grössere Abhandlungen mit Literaturverweisen.

Peter Knights Analyse in *Conspiracy Culture* hingegen vollzieht sich nicht in einem Gang durch die Geschichte, sondern geht aus von der Auseinandersetzung mit einem thematischen Klassiker, dem 1964 publizierten Essay von Richard Hofstadter, *The Paranoid Style in American Politics,* der die besondere Anfälligkeit der US-Politik für Verschwörungstheorien im Aussenseitertum marginalisierter Gruppen lokalisiert, die das *give and take* des politischen Kompromisses nicht begriffen hatten. Für Hofstadter wird das Phänomen nur dort historisch relevant, wo es – vorübergehend – Einfluss auf den Gang nationaler Ereignisse gewinnt, so im McCarthyismus. Knight hält dies für unzureichend, da die Konzentration auf das Feld der Politik und die Suche nach nationaler Relevanz die Auswahl der analysierten Beispiele in unzulässiger Weise verenge. Er selbst schöpft aus einem viel breiteren Feld und einem breiten Material, von soziologischen und kulturanthropologischen Untersuchungen bis hin zur Belletristik, den Medien und der Populärkultur in ihren vielfältigen Manifestationen. Den literarischen Dokumenten misst Knight grosse Bedeutung zu, wer Thomas Pynchon oder Don DeLillo schätzt, findet hier spannende Analysen. Der methodische Zugriff orientiert sich an der Arbeitsweise der *cultural studies:* Er liegt nahe bei diskursanalytischen Verfahren, wenn auch der Diskursbegriff nur beiläufig verwendet wird.

Im Gegensatz zu Hofstadter und ähn-lich argumentierenden Historikern und Politologen, die den irrationalen, nach Sündenböcken suchenden und mit dem Antisemitismus strukturverwandten Charakter von Verschwörungstheorien hervorheben, geht Knight «gnädiger» um mit seinem Gegenstand. Er interessiert sich primär gar nicht für die Widerlegung unzulänglicher Erklärungen, sondern fragt, in welchen Zusammenhängen sie entstanden und welche – nicht nur pathologischen – Funktionen sie für ihre Anhänger besitzen. Verschwörungstheorien erscheinen bei Knight als «Soziologie der kleinen Leute», als oftmals fehlerhafte und einseitige, bisweilen abwegige Weltdeutungen, welche den durchaus ernst zu nehmenden Versuch widerspiegeln, das Wirken anonymer Kräfte und ausserindividueller Kontrollen im modernen Leben zu erfassen. Indem Verschwörungstheorien individuelle Verantwortlichkeit für unerwünschte Zustände benennen, eröffnen sie die Möglichkeit des *naming and blaming,* was der Kräftemobilisierung zurückgesetzter und diskriminierter Gruppen förderlich sein kann. In zwei Kapiteln seines Buchs befasst der Autor sich denn auch mit dem Feminismus und mit dem afroamerikanischen Aktivismus in den USA, welche auf der Suche nach den Wurzeln patriarchaler oder rassistischer Unterdrückung explizit oder immanent oftmals auf verschwörungstheoretische Deutungsmuster zurückgriffen.

Im Kern seiner Arbeit aber konzentriert Knight sich auf Veränderungen, die sein Untersuchungsgegenstand seit den 1960er-Jahren erfahren hat. Im Gefolge des Kennedy-Mords, der Gegenstand eines langen Kapitels ist, und des gegenkulturellen Aufbruchs der 1960er-Jahre – so sein überzeugendes Plädoyer – weitete sich das Phänomen

der Verschwörungstheorien und ihrer unterschiedlichen Gebrauchsweisen durch sehr verschiedene Protagonisten in den USA wesentlich aus und sprengte das enge Korsett rechtsradikaler Paranoia. Politisch sind diese Weltdeutungen seither nicht mehr eindeutig festgelegt, sie sind auf der linken wie auf der rechten Seite zu finden. Ihrer Omnipräsenz entspricht die wachsende Vernetzung zu «Grossen Theorien», die zunehmende Selbstreflexivität (und bisweilige Selbstironisierung) dieser Konstrukte, die längst kein Aussenseiterphänomen mehr sind. Auf der endlosen Suche nach verborgenen Ursachen – und den Verursachern – sind den Verschwörungstheorien zwar, so Knight, die einstigen Gewissheiten über weite Strecken abhanden gekommen, zugleich aber imprägnieren sie die ganze Kultur, bringen eine *conspiracy culture* hervor. Das Ende des Kalten Kriegs trug zur Demontage eindeutiger Dichotomien von Gut und Böse bei. An deren Stelle tritt die vage, wenn auch oftmals beunruhigende Einsicht, dass alles irgendwie mit allem zusammenhängt. Das vernetzte Denken der Ökologie, das Internet, die moderne Epidemiologie, eine globalisierte Weltwirtschaft: zahlreich sind die Faktoren, die ein Denken begünstigen, das überall Zusammenhänge konstatiert, aber keine definitiven Ursachen mehr zu benennen weiss. Parallel zu diesen Aspekten einer unübersichtlich gewordenen Wirklichkeit sind auch Verschwörungstheorien immer komplexer geworden, bis zu dem Punkt, wo die «Verschwörungen» ohne Verschwörer auskommen müssen.

Die Analysen von Peter Knight kommen gescheit und stimulierend daher, sind aber nicht unbedingt eine leichte Lektüre. Im Spiel mit dem selbst generierten Materialreichtum und in den verschlungenen Wegen der Argumentation nähert sich der Autor seinem Untersuchungsgegenstand an, dessen barocke Verschlingungen ihm sichtlich intellektuelles Vergnügen bereiten. Ob die gegenwärtigen Anstrengungen der US-Politik, den «Kräften des Bösen» in der Welt wieder Gesicht und Namen zu geben, auch dem Phänomen der Verschwörungstheorien nochmals eindeutige Konturen geben können und ein Zurück zur vergleichsweise stabilen und sicheren «Paranoia» des Kalten Kriegs einleiten, ist nicht mehr sein Thema. Allerdings fehlen auch übergeordnete Überlegungen zur Befindlichkeit eines Publikums, das fasziniert jedem medial vermittelten Obskurantismus folgt, jedoch über keine Instrumente populärer Selbstaufklärung mehr zu verfügen scheint. Dass Verschwörungstheorien selbst, wie auch immer sie sich weiter entwickeln, eine solche Funktion übernehmen könnten, muss doch bezweifelt werden. Ihr Unterhaltungswert ist allemal grösser als ihr kritisches Potenzial. Die Tendenz, den Gang historischer Ereignisse aus dem Handlungspotenzial von (verschwörerischen) Individuen abzuleiten, liegt zu fern von den überindividuellen Zwängen und Komplexitäten der Welt.

Mario König (Basel)

GERÜCHTE – LEGENDEN – MYTHEN NEUE PERSPEKTIVEN

HANS-JOACHIM NEUBAUER
FAMA
EINE GESCHICHTE DES GERÜCHTS
BERLIN VERLAG, BERLIN 1998, 272 S. (VERGRIFFEN)

JEAN-NOEL KAPFERER
GERÜCHTE
DAS ÄLTESTE MASSENMEDIUM DER WELT
GUSTAV KIEPENHEUER VERLAG, LEIPZIG 1996 (PARIS 1987), 359 S. (VERGRIFFEN)

POLITIK DES GERÜCHTS
WERKSTATTGESCHICHTE
5. JG., HEFT NR. 15, 1996

JOHN HORNE, ALAN KRAMER
DEUTSCHE KRIEGSGREUEL 1914
DIE UMSTRITTENE WAHRHEIT
HAMBURGER EDITION, HAMBURG 2004, 741 S., € 40.–

BRIGITTE HAMANN
DER ERSTE WELTKRIEG
WAHRHEIT UND LÜGE IN BILDERN UND TEXTEN
PIPER, MÜNCHEN 2004, 192 S., CA. 300 ABB., € 29,90

Gerüchte können töten, das ist bekannt; dass Gerüchtekritik wieder lebendig mache, ist (noch) nicht belegt. Voltaire schilderte in *Fragment sur le procès criminel de Montbailli* den Fall eines Mannes, der 1770 beim Anblick seiner verstorbenen Mutter, die Alkoholikerin war, in Ohnmacht fiel. Zur Ader gelassen, erlangte er wieder das Bewusstsein, doch einige Tropfen des (eigenen) Blutes am Arm führten zum Strassengerücht, er sei der Mörder seiner Mutter. Das Gerücht schwoll an, brachte ihn vor Gericht, und der Unglückliche wurde lebendig gerädert. Da verfluchte aber die Menge, die der Hinrichtung beiwohnte, plötzlich die Henker. Die Meinung kippte und nun ging ebenso leidenschaftlich das Gerücht von der Unschuld des Mannes um. Diese fand, ohne ihm noch nützen zu können, einige Zeit nach dem vollzogenen Urteil vom Gericht Anerkennung (Maurice Lailler, Henrich Vonoven, *Les erreurs judiciaires et leurs causes*, Paris 1897, 28 f.).

Neben «spontan» entstehenden gibt es auch bewusst ausgestreute Gerüchte, und es gibt nicht nur Gerüchte «von unten», die Behörden unter Druck setzen, sondern auch solche «von oben», welche die öffentliche Meinung manipulieren: Desinformation, Kriegslügen und so weiter. In einer Genealogie der Gerüchteforschung hätte deshalb auch Francis Bacon (1561–1626) seinen Platz, der in Anlehnung an Plutarch kritisch bemerkte: «Nur dreist verleumden, etwas bleibt immer hängen.» – «Audacter calumniare, semper aliquid haeret.» Doch Gerüchte sind «nicht zwangsläufig falsch», «nicht immer haltlos», wie Jean-Noël Kapferer, Vorsitzender der französischen «Stiftung zur Untersuchung und Aufklärung von Gerüchten» in seinem Werk «Gerüchte. Das älteste Massenmedium der Welt» betont. Sie können sich als «zutreffend erweisen», etwa im Fall des «Durchsickerns von vertraulichen Informationen». (13) Und Kapferers Grundthese entsprechend gehorchen sie auch dort, wo sie jeder Grundlage entbehren, «einer zwingenden Logik, deren Mechanismen sich im Einzelnen analysieren» liessen. (9) Gerüchte, so stellte ein von Kapferer zitierter Wissenschaftler des US-Office of War Information schon 1944 fest, entwickelten sich aus spontanen Fragen, die sich die Öffentlichkeit stelle, für die sie aber keine Antworten erhalte.

Hans-Joachim Neubauer beschreibt in seiner literaturwissenschaftlichen Studie «Fama. Eine Geschichte des Gerüchts» diese als «Artefakte», als «eine aktuell in einer Gruppe kursierende Information des Hörensagens». (13) «Hörensagen» ist ein

Ausdruck, dem der französische satirische Autor Rabelais zu Berühmtheit verhalf (altfranzösisch *ouydire,* heute *ouï-dire).* Neubauer meint treffend, «was alle sagen ist noch kein Gerücht, sondern das, von dem man sagt, dass es alle sagen». (13) Leider nehmen die soziologischen Passagen nur einen kleinen Teil seines Werks ein. Es überwiegen Schilderungen der bildlichen und literarischen Repräsentation der Gerüchte als «Fama» von der Antike bis in die Gegenwart. Dies macht das Buch zu einer Kulturgeschichte zweiten Grades, zu einem Werk über Allegorien. «Die geschwätzige Fama», so etwa Ovid in den Metamorphosen, fügt «Falsches zu Wahrem», wächst «aus Kleinstem durch Lügen ins Grosse». (68) Eine Kulturgeschichte der konkreten Gerüchte in ihrem historischen Kontext lag nicht in Neubauers Absicht und findet sich nur in Beispielen. Um die Gerüchte um den Brand von Rom zu beenden, lenkte Nero etwa den Verdacht auf die Christen. Allzu nachlässig spricht Neubauer daher an anderer Stelle von der Autopoiesis, also Selbsterschaffung oder -organisation des Gerüchts. Nicht sehr überzeugend meint er auch: «Wer ein Gerücht weitergibt, ahnt oder weiss, was er tut, denn er bestätigt und wiederholt die rhetorischen Muster, in denen es zu ihm kam.» (224) Da ist der französische Gerüchteaufklärer Kapferer subtiler. Ohne zwingende Beweisführung übrigens weist Neubauer die Bemerkungen Kapferers zurück, das Gerücht sei ein Medium.

Jean-Noël Kapferers Buch, das 1987 erstmals erschien, ist eine brillante Zusammenfassung der Gerüchteforschung der Kriegs- und Nachkriegszeit. Gerüchte bezeichnet Kapferer bewusst als ein «Schattenmedium», (263) «kein Ersatzmedium». «Die Koexistenz der Massenmedien und der Gerüchte beweist das Gegenteil: Gerüchte sind ein ergänzendes Medium [...]. Gerüchte sind eine parallele [...] Information.» (321) Beide, Neubauer und Kapferer, appellieren aber an die Geschichtswissenschaft, den Gerüchten mehr Aufmerksamkeit zu schenken und sich an der Gerüchteforschung aktiv zu beteiligen. «Andere Denkmodelle wären willkommen», unterstreicht Kapferer, «Beiträge der Historiker [...] würden es ermöglichen, die Gerüchte in ihrer zeitlichen Dimension zu erfassen.» (346) Und Neubauer verweist auf Tacitus, der als «Chronist seiner Zeit» bemüht gewesen sei, «sorgfältig zwischen verbürgten Tatsachen, sicheren Augenzeugenberichten und dem Hörensagen zu unterscheiden». (72)

Ein direkter Anknüpfungspunkt für die historische Gerüchteforschung ist das Heft 15 der «Werkstatt Geschichte» zum Thema Politik des Gerüchts – die Beiträge gingen aus einem Seminar am Centre Marc Bloch, Berlin, hervor. Bernd Eisenfeld schildert das Ausstreuen von Gerüchten durch die Stasi in der DDR – als Politik der «Desinformation» oder aber der «Zersetzung» durch «systematische Diskreditierung des öffentlichen Rufes, des Ansehens und des Prestiges» einer Person. Andreas Würgler stellt sein Material zu ausgewählten städtischen und ländlichen Protestbewegungen im Reich und in der Eidgenossenschaft im 18. Jahrhundert zusammen. Neubauer schildert das auch in seinem Buch besprochene Fallbeispiel der amerikanischen Gerüchtekontrollkolumnen in den Zeitungen *(rumor clinics)* im Zweiten Weltkrieg. Im Editorial betont Jakob Vogel, dass die historische Gerüchteforschung in Frankreich mit den Arbeiten zu den Massenbewegungen des 18. Jahrhunderts von Georges Lefebvre, S. Kaplan, Arlette Farge, Jacques Revel entstand (hinzuzufügen wäre der Amerikaner Steven L. Kaplan), ehe diese Ansätze von der deutschsprachigen alltagsgeschichtlich orientierten Forschung aufgenommen wurden. Jakob

Vogel spricht einem «mehrdimensionalen, interdisziplinären Ansatz» das Wort. Zu beobachten ist indessen, dass die deutschsprachige Gerüchteforschung sich sogleich vom schlanken Denken der französischen und amerikanischen Vorbilder verabschiedet. Auch ist nicht nachzuvollziehen, wenn Jakob Vogel von vornherein erklärt, es würde «zu weit gehen, den Gerüchten grundsätzlich den Charakter einer ‹Gegenöffentlichkeit› zuzuschreiben». (7) Was interessiert hier das «grundsätzlich»? Zuerst die Beispiele, dann die Klassifikation.

Es käme endlich darauf an, die Schätze der vorhandenen Forschung zu heben und am praktischen Material die Begrifflichkeit zu schärfen. Jakob Vogel unterstreicht zwar, dass «jedes Herrschaftssystem, jede Gesellschaft» eigene Gerüchte hervorbringt, aber wenn er die «Pathologisierung des Gerüchts» beklagt und sich vom Pathos des älteren Kampfs «für die ‹Wahrheit› und gegen die zerstörerische Kraft des Gerüchts» absetzt, dann tut er dies aus der Erfahrung revolutionärer, staatskritischer Gerüchte der Neuzeit, und sicher nicht eingedenk der menschenverderbenden Macht der Gerüchte beispielsweise in der langen Zeitepoche der Verfolgungen von Leprakranken, Juden, Häresiebeschuldigten, der Zauberei- oder Hexereiverdächtigten.

Es mag erstaunen, dass die immense existierende historische Forschung noch nicht systematisch zur Frage der Geschichtswirksamkeit von Gerüchten befragt wurde. Zum Ersten Weltkrieg liegt jetzt die bahnbrechende Studie «Deutsche Kriegsgreuel 1914. Die umstrittene Wahrheit» von John Horne und Alan Kramer vor. In einer exemplarischen kulturgeschichtlichen Analyse des «subjektiven Faktors» in den ersten Kriegsmonaten wird aufgezeigt, wie, um «die Kriegsbereitschaft der jeweils eigenen Bevölkerung zu mobilisieren», «ein entmenschlichtes Bild des Feindes entworfen wurde». (10) Die deutschen Truppen hatten beim Einmarsch in das neutrale Belgien auf Grund von wahnhaft auftretenden und propagandistisch geschürten Gerüchten und Legenden über Freischärler und Priester, die heimtückisch auf sie schössen, allein bis zum 8. August 1914 850 Zivilisten gezielt getötet, bis Oktober 1914 waren es 6500. Dabei wurden 20'000 Gebäude zerstört. Diese tatsächlich begangenen – und von den Autoren akribisch rekonstruierten – Greuel der Deutschen lösten bei den Alliierten einen Schock aus. Sie stellten sie in der Folge ins Zentrum ihrer aufrüttelnden Kriegspropaganda, wohingegen in Deutschland auch nach 1918 die Vorstellung herrschte, «die Greuel seien eine Fälschung der Alliierten und ein doppeltes Unrecht». (633) Die extreme Rechte sprach von so genannter «Greuelpropaganda» der Alliierten und versteifte sich darauf, es habe 1914 einen unrechtmässigen «belgischen Volkskrieg» gegeben und die deutschen «Vergeltungsmassnahmen» seien «rechtens» gewesen. Horne und Kramer legen überzeugend dar, dass die Gerüchte über die angeblichen belgischen Freischärler eine legendenhafte Wiederauferstehung der Franktireur-Geschichten des deutsch-französischen Kriegs 1870/71 waren. Der «Legendenkomplex» habe eine Vielfalt befremdender Erlebnisse und unerklärlicher Ereignisse auf eine Verschwörung reduziert. Die Angst vor den Freischärlern verbreitete sich an der Front hauptsächlich über «Mundpropaganda» und – so ein deutscher Soldat – über «grausliche Geschichten und Gerüchte», im Hinterland aber über Plakate und Presseartikel. Hierzu wäre auch auf den Band *Der Erste Weltkrieg. Wahrheit und Lüge in Bildern und Texten* der Historikerin Brigitte Hamann hinzuweisen, die mit «patriotischen Postkarten», Karikatu-

ren, Plakaten und Fotos die Kriegspropaganda 1914–1918 dokumentiert: «Diese falsche oder zumindest unvollständige Information erklärt das grosse Ausmass der Illusionen, die man sich von der tatsächlichen Kriegslage machte.» (10)

Eine der Kernaufgaben der historischen Forschung ganz allgemein – nicht nur beim Thema Verfolgung und Verschwörung – wird es sein, Gerüchte, Legenden und Mythen gleichermassen – als verschiedene Ausprägungen geschichtswirksamer Vorstellungen – in den Blick zu bekommen. Mythen erscheinen oft nur als «erarbeitete» «grosse Gerüchte» – zu Glaubenssystemen zusammengefasst, «ka-nonisiert» und institutionell abgestützt.

Walter Benjamin bemerkte einmal, «die Wissenschaft» sei «eine ihrer Form nach unendliche Aufgabe» («Fragmente vermischten Inhalts», *Gesammelte Schriften,* Bd. VI, Frankfurt a. M. 1985, 51). «Wahrheit» gebe «es nicht über eine Sache, sondern in ihr»: «Und die Wahrheit *in* einer Sache vermag je nach Zusammenhang und zeitlicher Struktur in grundverschiednen Präsentationen einer Sache [...] evident zu werden.» Gerüchte werden ein endloses Forschungsunternehmen sein und bleiben.

Peter Kamber (Burgdorf)

PHILIPP SARASIN «ANTHRAX» BIOTERROR ALS PHANTASMA

SUHRKAMP, FRANKFURT A. M. 2004, 196 S., FR. 16.70

Philipp Sarasin, Professor für neuere Ge-schichte an der Universität Zürich, hat sich bisher als Vertreter einer diskurstheoretisch fundierten Geschichtswissenschaft einen Namen gemacht. Bei seiner neuesten Publikation *«Anthrax». Bioterror als Phantasma* handelt es sich jedoch – so der Autor – um keine historische Untersuchung, sondern um einen in essayistischer Form gehaltenen Versuch, politische Vorgänge einem «kulturwissenschaftlichen – und damit auch historischen – Blick auszusetzen». (9) Den ereignisgeschichtlichen Ausgangspunkt des Essays stellen die Anschläge des 11. September 2001 auf das World Trade Center und die unmittelbar darauf folgenden Briefanschläge mit Anthrax-Sporen dar. Sarasin fragt nach den Zusammenhängen dieser Ereigniskette, weisen doch die Anschläge auf das World Trade Center keinerlei Verbindung zu Bioterror auf. Dennoch wurde diese Verbindung von der US-Regierung und auch in den Medien hergestellt. Die Verknüpfung dieser Ereignisse ist für Sarasin kein Zufall: Diese Möglichkeit liegt in einer diskursiven Vorurteilsstruktur des Westens begründet, dessen zentraler methaporischer Kern die «Infektion» darstellt. Dabei handelt es sich um eine Reihe von tief verwurzelten Bilden, die das «westliche Imaginäre» seit dem 19. Jahrhundert heimsuchen. Bioterror oder konkreter: «Anthrax» ist für Sarasin deshalb nicht nur eine Bezeichnung für den terroristischen Einsatz von Biowaffen, sondern eine Metapher für eine «gefährlich[e] und hochgradig infektiös[e]» Bedrohungsimagination. (14) «Anthrax» macht dieses Narrativ wahr und offenbart somit seinen phantasmatischen Kern. Die USA hätten die Anthrax-Briefe erwartet, als eine Kultur, «die den Bioterrror träumt». (16) Bioterror oder die Angst vor der Infektion erscheint als neues Dispositiv der Macht im Zeitalter der Globalisierung. «Anthrax» war somit mit entscheidend für die Kriegseinsätze in Afghanistan und dem Irak.

Sarasin geht von der Annahme aus, dass «Bilder und Fiktionen, Phantasmen und Träume Wirklichkeit formen». (9) Im Falle von «Anthrax» wird dies durch die so genannte «Signifikantenkopplung» ermöglicht: (Faktische) Evidenz erzeugt sich

durch ständige Wiederholung bestimmter Signifikanten. «Anthrax» wird nach den Anschlägen von zwei Signifikanten supplementiert: «Bioterror» und «weapons of mass destruction». Der Versuch, etwas zu bezeichnen, gelingt laut Sarasin sehr viel besser, wenn Signifikanten mit bestimmten anderen Signifikanten, die ihre «Wahrheit» schon unter Beweis gestellt haben, gekoppelt oder durch diese ersetzt werden. Nach den Anschlägen auf das World Trade Center versucht die amerikanische Kultur den Riss zwischen Ereignis und Sprache zu kitten, das heisst das Ereignis in bekannte diskursive Formen zurückzuholen. Der Rekurs auf eine tödliche, unsichtbare Bedrohung, die Infektion von aussen erscheint in der Folge als in Erfüllung gegangener Wunschtraum. Um diese Analogien zu untermauern, rekurriert der Autor sowohl auf Beispiele des amerikanischen Kulturschaffens (Musik, Literatur) als auch auf historische Ereignisse und Prozesse wie Antisemitismus, den Giftgaskrieg des Ersten Weltkriegs, die Lebenskampfmetaphorik der im 19. Jahrhundert etablierten Bakteriologie oder die daran anknüpfende Ideologie des (rassisch) reinen «Volkskörpers», die sich durch eine scharf ausgrenzende Innen-Aussen-Dichotomie auszeichnet. Im 20. Jahrhundert erreichen diese sprachlich geformten Imaginationsbilder die gesamtgesellschaftliche Ebene: «Die Utopie der Säuberung, das Phantasma der Reinheit und die Angst vor der Vergiftung des Gesellschaftskörpers begleiteten alle politischen Ideologien des 20. Jahrhunderts.» (158) Das Phantasma der Reinheit etabliert sich als Basiscode der politischen Sprache: «Der Basis-Code ist ein kleines Stück Sprache, eine kurze Signifikantenkette, ein wenig Semantik, ein paar einfache Regeln für metaphorische Verschiebungen und zwei, drei Anwendungsinstruktionen, mehr nicht.» (158 f.) Das Phantasma befördert ein biologisiertes Bild von Politik beziehungsweise einen politischer Traum der Disziplin(ierung), den die westlichen Kulturen seit der Epoche der Aufklärung träumen.

Ist es nun also die neokonservative US-Regierung, die «Falken im Pentagon», die sich dieses Narrativs bewusst bedienen, um ihre politischen Ziele zu erreichen? Auch Sarasin beschäftigt sich mit dieser Frage, wendet sich aber dezidiert gegen «simple Verschwörungs-Theorien». (124) Er bezeichnet die Handlungen der US-Regierung als «hysterisch», (68) deren Akteure als gefangen im Phantasma der Reinheit. Nur der Basiscode der Sprache verbleibt als vermeintlich mächtiger Akteur, der seine Existenz aber den sprechenden und handelnden Subjekten verdankt.

So wird denn der (allfällige) Wunsch der Leserschaft nach (einfachen) Erklärungen nicht befriedigt. Zwar betreibt Sarasin selbst eine gewisse Art von Signifikantenkoppelung, indem er die Falken im Pentagon als treibende Kraft im diskursiven Spiel um das Phantasma der Reinheit darstellt, die so ihre Ziele zu verwirklichen suchen, und bedient so eine Spielart von intellektuellem Antiamerikanismus und Antimilitarismus. Doch in Sarasins schillerndem Spiel mit der Sprache und ihren Bedeutungen steckt mehr Inspiration und Schreib- beziehungsweise Leselust als die Suche nach Eindeutigkeit. Die Lektüre ist denn auch eine wahre Lust, insbesondere dann, wenn Sarasin die analysierte Biosprache selbst als stilistisches Mittel verwendet: So wie das Phantasma des «Bioterrors» die Angst vor dem Fremden codiert, befördert es auch die schamlose Lust an der Infektion als radikalem Akt der Subversion. Diese *jouissance,* die Lust am subversiven Akt, korrespondiert mit der Wirkung des Textes auf den Leser, welcher aufklärend (mithin «infizierend») wirkt, aber meist spekulativ bleibt und neben Inspiration auch Verwirrung hinterlässt.

Stefan A. Keller (Zürich)

ALLGEMEINE BUCHBESPRECHUNGEN COMPTES RENDUS GENERAUX

BERNHARD STETTLER DIE EIDGENOSSENSCHAFT IM 15. JAHRHUNDERT – DIE SUCHE NACH EINEM GEMEINSAMEN NENNER

MARKUS WIDMER-DEAN, ZÜRICH 2004, 438 S., 56 ABB., FR. 59.–

«Kein mentschliche bescheidenheit» charakterisiere die Bewohner der Innerschweizer Alpen, die «nichtz anders dann ein besonders gijtige begirlicheit und gereitzter hunger über ander lüten güter» haben – mit diesen nicht gerade schmeichelhaften Worten beklagten sich 1478 Herzogin und Herzog von Mailand bei Zürich über einen Kriegszug der Urner in die Lombardei. Kein Wunder, dass die eidgenössischen Söldner im Italien des 16. Jahrhunderts als *gente ferocissima* galten, begehrt als Fussvolk, vor allem aber gefürchtet als Gegner und Marodeure. Dieses Bild der Eidgenossenschaft ist eng mit dem Kriegswesen verknüpft: Ohne die Erfolge über habsburgische wie burgundische Truppen und ohne die mit immensen Geldzuschüssen verbundene Nachfrage nach Reisläufern hätte sich kaum jenes «staatliche» Gebilde ausformen und festigen können, das als 13-örtige Eidgenossenschaft in die Geschichte eingegangen ist. Die Besonderheit lag allerdings weniger in den kriegerischen Umständen. Vielmehr nahmen die eidgenössischen Orte als nichtfürstliches «Staatswesen» seit dem ausgehenden Mittelalter innerhalb Europas einen speziellen Rang ein. Während andere im 13. und 14. Jahrhundert entstandene Landfriedensbündnisse untergingen, gelang es dem eidgenössischen Bündnisgeflecht im Verlauf des 15. Jahrhunderts, sich von *einer* zu *der* Eidgenossenschaft zu verdichten.

Diese Entwicklung zeichnet jetzt ein Buch des emeritierten Zürcher Geschichtsprofessors Bernhard Stettler nach, das unter dem programmatischen Untertitel «Die Suche nach einem gemeinsamen Nenner» die frühe Staatlichkeit aufgreift. Bekannt geworden als langjähriger Bearbeiter der Neuedition von Tschudis Schweizerchronik, übernimmt Stettler mit dieser Publikation eine Anregung des Glarner Chronisten, der einerseits das politische Umfeld einbezogen hatte, andererseits danach suchte, «was die konfliktgeplagte Eidgenossenschaft des 16. Jahrhunderts im Innersten zusammenhalte und ihr Überleben verbürge». (9) Die Beschäftigung mit Tschudis Werk hatte Stettler den Anstoss zu umfangreichen historischen Nachforschungen gegeben, deren Resultate – eine beeindruckende Fülle von Belegen und Beobachtungen zur politischen Geschichte und zur Geschichtsschreibung – in die Edition eingeflossen waren.

Diese vor allem in der Fachwelt bekannten Ausführungen sind vom Historiker jetzt zu einem gut lesbaren Buch umgearbeitet worden, das nach dem 1998 von Roger Sablonier verfassten Beitrag für die *Cambridge Medieval History* einen zweiten, ausführlicheren Versuch darstellt, ein «lange unterschätztes» Jahrhundert in den Mittelpunkt zu stellen und so die nationale Jubiläumskultur zu relativieren. (10) Legte Sablonier das Schwergewicht vor allem auf strukturelle Momente eines langfristigen Prozesses, so betont Stettler stärker den ereignisgeschichtlichen

Rahmen, der zur Ausbildung einer «auf Dauer angelegten Schicksalsgemeinschaft» mit einem betont eidgenössischen Bewusstsein führte. (359) An ein breiteres Publikum gerichtet, verzichtet das mit kurzen Quellenkästen und wenig bekannten Illustrationen aus zeitgenössischen Chroniken versehene, didaktisch geschickt gegliederte Buch mit Blick auf die Lesefreundlichkeit auf Anmerkungen. Das ist vor allem für den Schlussteil bedauerlich, wo Stettler – über Tschudis Chronik hinausgehend – den Bogen bis in das 16. Jahrhundert spannt und so argumentatorisches Neuland betritt. Insgesamt bietet die Publikation aber einen ausgezeichneten Überblick über die politische Frühgeschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft.

Ausgangspunkt ist die These, «die Eidgenossenschaft sei im 15. Jahrhundert entstanden», dass also «in der Zeit von 1400 bis 1500 der Grund gelegt wurde zu dem, was als Alte Eidgenossenschaft bis 1798 fortgelebt hat». (13) Auch wenn Stettler immer wieder vor allzu zielgerichteten Vorstellungen warnt und die Zufälligkeit und Unplanbarkeit der Geschehens betont, so bildet doch eine schrittweise Verfestigung des Bündnisgeflechtes und die territoriale Verdichtung den roten Faden seiner Ausführungen. Nach der Hinterfragung von scheinbar vertrauten Begriffen setzt der Historiker mit der Jahrhundertwende als Epoche der Krise und des Wandels ein. Die einzelnen eidgenössischen Orte agierten um 1400 weit gehend autonom, manchmal gar als Rivalen; gemeinsame Interessen spielten nur selten eine einigende Rolle. Mit der Eroberung des Aargaus 1415 änderte sich die Situation. Ein räumlich geschlossenes Gebilde von aneinander grenzenden Orten entstand; gleichzeitig band die Verwaltung der Gemeinen Herrschaft – ein Untertanengebiet – die Orte über die Tagsatzung enger zusammen, ohne dass allerdings die Bündnisse als tragendes Gerüst der Beziehungen aktualisiert worden wären. Dies musste nach den blutigen Auseinandersetzungen des Alten Zürichkriegs nachgeholt werden, als Zürich mit Gewalt in die Eidgenossenschaft eingebunden wurde. Erst jetzt entstand ein verpflichtender «Bündnisverbund», der «die Chancen für ein langfristiges Überleben verbesserte» (178 f.) und der mit der bereits von Hans Nabholz thematisierten Neuausstellung der Bünde eine Klammer schuf, die immerhin ein «Minimum an verbindlichem Zusammenhalt» (183) garantierte.

Auf der politischen Bühne agierte jetzt eine Eidgenossenschaft, die in den folgenden dynamischen Jahrzehnten gegen innen ihre Landeshoheit ausbauen, gegen aussen vor allem auf Kosten von Habsburg, Savoyen und Mailand expandieren und eine Fürstentümern vergleichbare Stellung erringen konnte. Spätestens mit den militärischen Erfolgen in den Burgunderkriegen wurden die eidgenössischen Orte unter einer sich verfestigenden patrizischen Führungsgruppe eine ernst zu nehmende (militärische) Macht in Mitteleuropa. Das Stanser Verkommnis und zusätzliche Bündnissen halfen mit, Spannungen zu überbrücken und eine neue, vermehrt gegen innen gerichtete «existenznotwendige» Form des Zusammenlebens zu finden. (307) Der Schwabenkrieg von 1499 brachte langfristig die Lösung von noch offenen herrschaftlichen Fragen zu Gunsten des Territorialprinzips, während die ganze Eidgenossenschaft sich als «Schwitzer land» zu verstehen begann. Dieses eidgenössische Bewusstsein bildete künftig die wichtigste Klammer des Bündnisgeflechts. Über den politischen Alltag mit Bündniserneuerungen, Liedern, Festen oder Schlachtenjahrzeiten, vor allem aber über die Chronistik, die seit dem Alten Zürichkrieg das Bild einer eidgenössischen Eigenart

festschrieb, entstanden gegen 1500 ein eidgenössisches Selbstverständnis und ein staatliches Gebilde, die «auf vertraglichen Bindungen, gemeinsam erlebter Geschichte und historiografischen Konstrukten» (388) gründeten und als gemeinsamen Nenner das (Fort-)Bestehen der Alten Eidgenossenschaft bis 1798 überhaupt ermöglichten.

Durch die Verknüpfung von scheinbar zweitrangigen Ereignissen mit übergeordneten Entwicklungen gelingt es Stettler immer wieder, ein breites Panorama jener Vorgänge zu skizzieren, die in seinen Augen konstitutiv waren für die Ausbildung der Eidgenossenschaft. Sein Interesse liegt bei den grossen politischen Zusammenhängen, die mit Exkursen über wichtige Personen oder einzelne Konflikte informativ illustriert werden. Die Mechanismen der Macht hingegen, die Rolle anderer Herrschaftsträger oder die Zustände ausserhalb der eigentlichen Machtzentren – zum Beispiel in den Gemeinen Herrschaften – scheinen bei der «Suche nach einem gemeinsamen Nenner» weniger relevant. Vor dem Hintergrund des grundsätzlichen Anspruches und der enormen Spannweite, aber auch angesichts des doch lückenhaften Forschungsstandes ist nur zu wünschen, dass diese Publikation weitere vertiefte Forschungen zum «unterschätzten» Jahrhundert und zur «Staatlichkeit» der Eidgenossenschaft anregt, insbesondere zu einzelnen Aspekten, die im vorliegenden Werk nur kursorisch behandelt werden – wie etwa die fürstenähnliche Stellung der Orte und ihrer Führungsschicht – oder die durchaus auch anders eingestuft werden könnten, wie beispielsweise die Bedeutung des Adels oder Habsburgs sowie die Frage nach der herrschaftlichen Durchdringung der einzelörtischen Gebiete oder der Gemeinen Herrschaften. Auch ist nicht ganz einsichtig, weshalb die «Sturm-und-Drang-Periode» nach 1500 plötzlich an ein Ende kam und der eingangs erwähnte Hunger nach anderer Leute Güter plötzlich einer «Distanznahme nach aussen» (309) wich, obwohl die politischen Verhältnisse in verschiedenen an die Eidgenossenschaft grenzenden Gebiete keineswegs gefestigt waren und die einzelnen Orten weiterhin grossen Spielraum genossen. Vor allem aber stellt sich auch die Frage nach den Folgen der Glaubensspaltung auf den «gemeinsamen Nenner». Wenn ein Urner Landvogt einen in Zürich verburgrechteten Hochadligen 1580 einen «lutherischen Bauern» nennt, scheint das Geschichtsbild plötzlich auf den Kopf gestellt. Wie wirksam war dieses Geschichtsbild ausserhalb der Gelehrtenwelt und der gebildeten Oberschicht? Was hielt die eidgenössischen Orte nach der Reformation auf politischer Ebene zusammen, nachdem die Bündnisbeschwörungen aus religiösen Gründen wegfielen? Und welche Rolle spielte das Umfeld – vor allem natürlich Frankreich? Da auch andere Jahrhunderte von der Wissenschaft vernachlässigt worden sind, bleibt nur zu hoffen, dass die ebenso anregende wie beeindruckende Studie von Stettler möglichst bald eine chronologische Fortsetzung findet.

Peter Niederhäuser (Winterthur)

VALENTIN GROEBNER
UNGESTALTEN
DIE VISUELLE KULTUR DER GEWALT IM MITTELALTER

CARL HANSER, MÜNCHEN 2003, 203 S., 26 ABB., FR. 32.50

Gewaltausbrüche in Krisenzeiten, Gemetzel und Gräueltaten in Kriegsgebieten sowie drastische Darstellungen der Opfer von Gewalt werden in der heutigen Medienlandschaft gerne als «mittelalterlich» bezeichnet. Mit dieser Einordnung

soll das Geschehen gleichsam von einer scheinbar modernen, aufgeklärten, zivilisierten Gegenwart abgegrenzt und als Phänomen charakterisiert werden, dass eigentlich nicht unserer Zeit, sondern einer anderen, ungleich dunkleren und uns fremden Epoche angehören sollte. Dem Zuschauer oder besser Nachrichtenkonsumenten wird allein mit der Bewertung jener Vorgänge als mittelalterlich vielerlei nahe gelegt: Es wird Unverständnis für das Gezeigte signalisiert, sogar teilweise generell dessen Unerklärlichkeit unterstellt, gleichzeitig eine Bewertung des Geschehens als rückständig vorgenommen und schliesslich in Verbindung mit den übrigen Punkten dessen Bedrohlichkeit impliziert. Aber ist diese Wortwahl legitim? Waren die mittelalterlichen Jahrhunderte lediglich eine Zeit unmotivierter Gewaltexzesse, welchen die Zeitgenossen mit Indifferenz begegneten? Oder vermittelte die Gewalt in ihren unterschiedlichen Erscheinungsformen dem Betrachter im Gegenteil nicht vielmehr Botschaften und Codes beziehungsweise – hier wird die vereinfachende Unterscheidung zwischen Vergangenheit und Gegenwart schnell in Frage gestellt – tut sie dies nicht auch heute noch?

Valentin Groebner geht in dem vorliegenden Buch diesen brisanten Fragen nach und untersucht die «visuelle Kultur der Gewalt im Mittelalter», wobei er konsequent bemüht ist, mit Beispielen und Querverweisen Verbindungen bis in die Gegenwart aufzuzeigen. Gewalt ebenso wie auch ihre Darstellung und Interpretation sind und waren stets vielschichtige Phänomene. Sie erschienen und erscheinen dementsprechend in vielerlei Gestalt. Der Autor nähert sich diesen im Anschluss an eine längere Einführung, in welcher er auch den in weiten Teilen der Öffentlichkeit bis in verschiedene Zweige wissenschaftlicher Forschung hinein existierenden Mittelalterbildern einige Aufmerksamkeit zukommen lässt, mittels mehrerer Fallstudien. Dabei wird rasch deutlich, dass der Fokus der Untersuchung entgegen dem allgemeineren Titel des Buches auf der städtischen Lebenswelt des Spätmittelalters (insbesondere des 15. Jahrhunderts) im südlichen Reichsgebiet und der Eidgenossenschaft (mit manchem Blick auch nach Italien) liegt. Dies ist nicht zuletzt der Quellenlage geschuldet, denn vor allem das Regelungs- und Kontrollbestreben der städtischen Obrigkeit war es in diesem Raum, das seit dem 14. Jahrhundert durch den Ausbau und die Systematisierung der schriftlichen Verwaltung Unmengen an einschlägigen Quellen produzierte. Von «Kontroll- und Aufschreibesystemen» spricht in diesem Zusammenhang auch der Autor. (14)

Dennoch decken die Fallbeispiele ein breit gefächertes Themenfeld ab. So beschäftigt sich Groebner mit der Gewaltkontrolle und den Zeichen von Zugehörigkeit in den spätmittelalterlichen Städten. Innerhalb der städtischen Führungsgremien war angesichts der Existenz bestimmter politisch-ökonomisch führender, konkurrierender wie auch im Bedarfsfall koalierender Familien mit eigenen Zugehörigkeitszeichen und Einflusszonen die Angst vor einer Gefährdung der gern beschworenen «Guten Ordnung» stets vorhanden. Die Führung, die ja selbst teilweise ihr Dienstpersonal erst im Verlaufe des 15. Jahrhunderts mit legitimierenden Zeichen einer städtischen Obrigkeit ausstattete, begegnete vor allem aber dem Auftauchen unbekannter Zeichen, die rasch mit Verschwörern und gewaltsamen Umsturzversuchen in Verbindung gebracht wurden, mit grossem Misstrauen und verfolgte vermutete Verschwörungen ebenfalls zum Teil im Geheimen. Der – im wahrsten Sinne des Wortes – Ehrabschneidung durch Verunstaltungen des Gesichts ist ein weiteres

Kapitel gewidmet. Als besondere Demütigung des Gegners beim gewalttätigen Austrag von Konflikten versteht der Autor sicher zu Recht das Abtrennen der Nase, was die nachhaltigste Zerstörung der Gesichtszüge mit sich brachte. Im Anschluss widmet sich Groebner der durchaus aktuellen Frage nach dem Zweck von Detaildarstellungen des Leiden Christi, die ja zuletzt durch ihre filmische Umsetzung für Schlagzeilen sorgten. Passend zu den bereits eingangs erwähnten Tendenzen in den Medien begegnet übrigens auch in diesem Zusammenhang – hier unbeabsichtigterweise nicht ganz zu Unrecht – die Charakterisierung der Inszenierung jener Qualen im Film als «mittelalterlich». Der Autor sieht in den Darstellungen des ausgehenden Mittelalters Verbindungen zu zeitgenössischen Strafritualen der städtischen Obrigkeiten. Die zunehmend – wenn auch nicht immer, so wird man ergänzen dürfen – Anwendung findende Hervorhebung des gemarterten Körpers Christi interpretiert Groebner sowohl als Anleitung zur frommen *compassio* als auch als Anspielung auf die ausgeklügelten Hinrichtungsrituale an der Wende zur frühen Neuzeit, die den Zeitgenossen durch ihren beabsichtigten Charakter als «öffentliche Ereignisse» wohl bekannt waren. Die Strafrituale und die Berichte über diese bedienten sich wiederum selbst biblischer Motive und konnten so vom Betrachter entsprechend eingeordnet werden. Ein letztes Beispiel beschäftigt sich schliesslich mit Zeichen, Täuschungen und Grausamkeiten auf dem Schlachtfeld. Die auch aus früherer und späterer Zeit bekannten, propagandistisch einsetzbaren Berichte über Gräueltaten des jeweiligen Gegners während oder nach der Schlacht reichen bis hin zum Vorwurf des Kannibalismus und der Nutzung des herausgeschnittenen Bauchfetts erschlagener Feinde zur Pflege des eigenen Schuhwerks. Auch Hinterlist und Tücke, was die Verbreitung gezielter Falschinformationen durch den Einsatz gefälschter Zugehörigkeitszeichen angeht, sind aus anderen Zeiten bekannt.

Sehr unterschiedliche Ebenen von Gewalt oder Gewaltpotenzialen werden damit berührt. Der Autor ist stets bemüht, aufzuzeigen, wie Zeichen und Bilder der Gewalt durch die Zeitgenossen aufgenommen wurden oder werden sollten und somit auf Breitenwirkung abzielten. Auch Täuschungen konnten damit freilich intendiert sein. Immer wieder verweist er auf bestimmte Konstanten über die Zeiten hinweg, was etwa die medienwirksame Visualisierung von Gewalt angeht und schlägt somit den Bogen bis in unsere Gegenwart. Das Buch ist in einem furiosen und höchst gefälligen Sprachstil geschrieben. Es richtet sich nicht zuletzt durch den stets bewerkstelligten Bezug zu unserer Zeit über den engeren Kreis wissenschaftlicher Rezipienten hinaus auch an ein breiteres Publikum. Gerade solche «Zeitsprünge» sind freilich immer problematisch. Besonders deshalb wird das Werk sicherlich polarisieren und teilweise auch auf heftige Ablehnung stossen. In der Tat handelt es sich um keine Detailstudie zu Strukturen der Gewalt oder der Gewaltdarstellung für den gesamten Zeitraum der mittelalterlichen Jahrhunderte, wie der Titel vielleicht zunächst vermuten lässt. Eine solche wäre wohl auch kaum möglich gewesen. Groebner interessiert sich vielmehr für bestimmte Darstellungskonzepte und deren Wirkmacht über die Zeiten hinweg. Sicherlich wird man über manches noch trefflich diskutieren können. Nicht mit jedem Gewaltakt wurde notwendigerweise ein demonstrativer Zweck verfolgt. Dies dürfte insbesondere für Grausamkeiten auf dem Schlachtfeld gelten. Verfolgten Verunstaltungen des Gesichts nicht auch das konkrete Ziel, dem Gegner nicht nur seine Ehre zu nehmen, sondern diesen damit auch

gleichzeitig und möglichst effizient aus dem für ihn essenziellen Geflecht persönlicher Beziehungen zu exkludieren? Der von Groebner erwähnte Passus in den *Leggi criminali* der Stadt Venedig deutet dies an, wenn dort die Ehre der gesamten Stadt durch die Beherbergung von Bürgern mit in solchen Konflikten verunstalteten Gesichtern als beeinträchtigt erscheint. Entsprechend sollten Angriffe auf das Gesicht besonders streng bestraft werden. Hochinteressant sind die kurzen Überlegungen zur Bedeutung von Zugehörigkeitszeichen für die äusserst komplexen Konfliktlinien innerhalb spätmittelalterlicher Städte, die wiederum mit überlokalen Vorgängen in Verbindung stehen konnten, wie vor einigen Jahren von Alfred Haverkamp gezeigt wurde. Die knapp gehaltenen Überlegungen Valentin Groebners bieten somit nicht zuletzt zahlreiche Anregungen und liefern Anknüpfungspunkte für weiterführende Diskussionen. Ob die durch die modernen Medien geförderten Negativkonnotationen des Mittelalterbegriffs durch ein Buch zu beeinflussen sind, auch wenn sich dieses mit seiner gefälligen Darstellungsweise an eine breitere Öffentlichkeit wendet, sei allerdings dahingestellt.

Christian Jörg (Trier)

KASPAR VON GREYERZ
RELIGION UND KULTUR EUROPA 1500–1800

VANDENHOECK & RUPRECHT, GÖTTINGEN 2000, 395 S., FR. 52.90

Das Werk bietet eine knappe Zusammenschau der Religionsgeschichte Europas von 1500–1800 und insbesondere auch der neueren Forschungsdiskussionen zu diesem Bereich (mit Ausklammerung Osteuropas). In einem methodologisch-einleitenden Teil wird in Anlehnung an Th. Luckmann und in Abgrenzung gegen die funktionalistischen Theorien von Marx, Weber und Durkheim Religion als «sozialgeformtes Symbol- und Ritualsystem» (11 f.) zur Weltorientierung, Sinngebung, Handlungsanleitung und Legitimierung von Ordnungen verstanden. Dem Verfasser liegt dabei ein weiter Begriff von Religion als einem «kulturellen Phänomen» (21) am Herzen. Ob eine Dichotomie von Eliten- und Volkskultur für die Frühe Neuzeit angenommen werden müsse, könne «nicht a priori entschieden werden, sondern [müsse] Gegenstand konkreter Forschung bleiben». (23) Sodann wird das Verhältnis von Religion und Magie sowie von Religion und Wissenschaft für die frühe Neuzeit diskutiert, wobei der Verfasser hier weit gehend auf eigene Publikationen beziehungsweise Vorlesungen zurückgreift. Er betont die Schwierigkeit einer exakten Grenzziehung von Religion und Magie und sträubt sich gegen einen wissenschaftsgeschichtlichen Ansatz, der magische, alchimistische und hermesianisch-gnostische Ansätze – die sich von der «exakten» Naturwissenschaft für den behandelten Zeitraum nur schwer abgrenzen lassen –, ebenso wie die lebensweltlichen Bezüge der Wissenschaftler, als für den Fortschritt irrelevant, vernachlässigen möchte. Exakte Grenzziehungen seien erst das Produkt der aufklärerischen Vernunft.

Teil I ist mit «Umbruch und Erneuerung» überschrieben, wobei zunächst Reformation und Konfessionalisierung dargestellt werden, während sich das Kapitel I.2 («Erneuerung versus Erstarrung») mit den Bewegungen des Pietismus, der Puritaner, des Jansenismus, der Herrenhuter Brüdergemeine und der Methodisten befasst, – Gruppen, die nun eine Erneuerung und Verchristlichung nicht über den Apparat des Staatskirchentums, sondern durch die missionarische Kraft kleinerer Konventikel erstrebten. (Der Rezensent

würde bezüglich Luthers Anfechtungen nicht von «Glaubenszweifel[n]» sprechen, auch war Luthers Verwerfen der Verdienstlichkeit der menschlichen Werke kaum «radikal neu». [43]) Zunächst wird ein Überblick über die Anfänge und unterschiedlichen territorialen Ausprägungen der Reformation gegeben. Parallel und im Gegensatz hierzu setzten im katholischen Bereich «Reform» und «Gegenreformation» ein. Dabei ist im Gegensatz zum Verfasser in Paul IV. trotz seines Nepotismus durchaus ein (rigoroser) Reformpapst zu sehen, (57) die Trienter Glaubens- und Reformdekrete erschienen durchaus schnell nach dem Konzil, (57) das Handeln des Getauften ist nicht mehr durch die Erbsünde, sondern durch deren Folgen beeinträchtigt, (58) das Tragen der Soutane als Priesterkleidung ausserhalb des Gottesdienstes war nach dem Tridentinum keineswegs überall Pflicht, (58) die Stellung des Bischofs sollte zwar auch gegenüber den Pfarrern, (58) vor allem aber gegenüber den Domkapiteln, exempten Orden und der staatlichen Gewalt gestärkt werden, der Name des Schweizer Nuntius ist Bon(h)omi(ni), nicht aber Bonhimini (59) und Salzburg war Erzbistum, aber kein geistliches Kurfürstentum. (61)

Von Greyerz kritisiert H. Schillings und W. Reinhards Konfessionalisierungskonzept, insbesondere den etatistischen Ausgangspunkt des Theorems und übernimmt auch partiell P. Herrsches Auffassung, die katholische Konfessionalisierung habe von Anfang an unterschiedliche Ziele verfolgt. Die konkrete Konfessionalisierung und Disziplinierung musste dabei je durch lokale «Mittelsmänner» bewerkstelligt werden. Hier entwickelt der Verfasser den entscheidensten Kritikpunkt am Schilling'schen Konzept, nämlich dass wesentliche Elemente dieser Kirchenzucht bereits auf den «sittlich-moralische[n] Reformanspruch einzelner deutscher Staaten» (89) des Spätmittelalters zurückreichen und deshalb nicht einfach auf konfessionelle Wurzeln zurückzuführen sind: «Sozialdisziplinierung erschöpft sich meines Erachtens nicht im Konfessionalisierungsprozess.» (94) Jener weitergefasste Diszplinierungsprozess reglementierte dabei immer stärker die populare Kultur und führte zu einer «langsam aber stetig wachsenden obrigkeitlichen Kontrolle über öffentliche Zeiten und Räume». (99) Ablehnend steht der Verfasser auch J. Delumeau gegenüber, der den Prozess der Konfessionalisierung als Christianisierung fasst; diese Sicht werte die traditionelle Volksreligiosität einseitig als «heidnisch» ab und übernehme unkritisch die dogmatische Sicht der konfessionellen Eliten. An jenen Konzepten, die Konfessionalisierung und Modernisierung eng verknüpfen, wird hingegen vor allem die «begriffliche Zentralsetzung des frühneuzeitlichen Staatswerdungsprozesses» kritisiert. Für die vorwiegend von Humanisten und Juristen getragene reformierte Konfessionalisierung wird der problematische Begriff einer «Zweiten Reformation» diskutiert und weiter verwendet.

Bezüglich der neuen Frömmigkeitsbewegungen des 17. Jh. ist folgendes bemerkenswert: Der Verfasser scheint in der Rede von einer «erstarrten kirchlichen Orthodoxie» und Ähnlichem (131) der Selbstabsetzung der Pietisten stark verhaftet zu sein; der Rezensent würde auch J. Arndts Erbauungsbücher der Orthodoxie zuordnen, (128) die eben doch mehrschichtiger war. Bei der Schilderung der pietistischen, puritanischen und jansenistischen Bewegungen werden konzise Sozial- und Mentalitätsgeschichte miteinander verbunden, wobei von Greyerz – wie im ganzen Werk – der Entwicklung in England relativ breiten Raum einräumt. Die Rolle der autobiografischen Literatur im Puritanismus wird ausgewogen untersucht; sie habe den neuzeitlichen

Individualisierungsprozess gefördert, auch wenn deren Autoren sich primär ganz als «Instrumente Gottes verstanden» hätten. John Wesleys Methodismus habe sich für «die Vorstellungswelt der popularen Religiosität» besonders weit geöffnet (171) (Das dogmatische Theorem des Molinismus wird nicht exakt. wiedergegeben, [155] noch ärger ergeht es der Trinitätslehre. [36] Am Verbot des Jesuitenordens in Frankreich waren die Jansenisten wohl kaum noch massgeblich beteiligt. [157])

In einem II. Teil wird dieselbe Epoche unter dem Blickpunkt «Integrierte, Ausgestossene und Auserwählte» analysiert. Zunächst wird der von B. Moellers *Reichsstadt und Reformation* und dann insbesondere von P. Blickles Kommunalismustheorie ausgehende Forschungsstand referiert. Die Achillesferse des «suggestiven Kommunalismus-Modells» liege darin, dass vorreformatorische Spannungen vor allem in Städten, aber auch in Dörfern, unterbelichtet bleiben. Es könne daher nicht die gesamte frühe Reformation erklärend einfangen. Neben der Gemeinde werden Ehe und Familie als Modelle religiöser Gemeinschaft diskutiert, dann die vielfach angstgeprägte Volksreligiosität als «kollektives Ritual» gedeutet. Die Ehe sei in der frühen Neuzeit allgemein verkirchlicht und voreheliche Sexualität unterdrückt worden, die Familienstruktur wurde verstärkt patriarchalisch.

Sodann gibt der Verfasser einen von der spanischen *reconquista* ausgehenden straffen Überblick über die Geschichte des west- und mitteleuropäischen Judentums und des Antijudaismus bis zur Emanzipation; bezüglich des Hexenglaubens betont er die Bedeutung animistischer Grundlagen ebenso wie die Unmöglichkeit monokausaler Erklärungsschemata. Primär waren Frauen aus unterbäuerlichen Schichten von den Verfolgungswellen betroffen, die oft in Zusammenhang mit lokalen ökonomischen Krisen standen.

Andere christliche Freiwilligengemeinden trennten sich in einem Bewusstsein der Erwählung von den Konfessionskirchen: Zu diesen von Troeltsch mit dem nicht pejorativ zu verstehenden Terminus «Sekten» bezeichneten Gruppen zählt der Verfasseer neben den Täufern auch die späteren Baptisten, die Quäker sowie radikale Formen des Pietismus. Eine differenzierte Analyse und historische Einordnung kann für alle Gruppierungen einen gewissen spiritualistischen Antisakramentalismus nachweisen, der stets mit einer Ablehnung hierarchischer und staatskirchlicher Kirchenstrukturen einherging.

Teil III behandelt unter dem Titel «Fragmentierung der Religiosität» die Themenkomplexe von Säkularisierung und Aufklärung. Der Verfasser zieht von seinem umfassenden Religionsverständnis her den Begriff der «Säkularisierung» dem der «Dechristianisierung» vor: Religion beginne – freilich vor allem für die oberen bürgerlich-gelehrten Schichten – zu einem funktional ausgliederbaren Aspekt der Daseinsführung und so zur Privatangelegenheit zu werden. Auch für den Verfasser nimmt dabei Vovelles Analyse der Säkularisierung privater Testamente in Frankreich eine bedeutende argumentative Stellung ein, ebenso wie der anteilsmässige Rückgang religiöser Themata bei der Produktion von Büchern und Drucken, – obwohl doch die Deutung dieser Befunde schwerlich ganz eindeutig sein kann. Der Privatisierungsvorgang der Religion wird auf externe (etwa äusserer Zwang wie bei den spanischen *conversos)* und interne Faktoren zurückgeführt, sodass der Max-Weber'schen These in einer auch auf die katholische Kirche erweiterten Form eine partielle Berechtigung zuerkannt wird. Das 19. Jahrhundert versuche schliesslich als Gegenbewe-

gung die traditionelle Frömmigkeit als Massenreligion von oben methodisch zu organisieren.

Das Werk ist ein knapper, differenzierter und auf der Höhe der Forschung stehender historischer Überblick zum Thema frühneuzeitlicher Religion und so für die Gesamtheit des Zeitraums bei-nahe konkurrenzlos. Wenn es deshalb auch eine gewisse Unausgewogenheit des Forschungsinteresses spiegelt, so wird dies durch die einheitliche Perspektive und die jedenfalls teilweise die Diskussion anregenden Deutungen des Verfassers mehr als ausgeglichen.

Klaus Unterburger (Münster)

CAROLINE SCHNYDER
REFORMATION UND DEMOKRATIE IM WALLIS (1524–1613)

PHILIPP VON ZABERN, MAINZ 2002, 355 S., € 45,–

Caroline Schnyder stellt ihre Dissertation in den Kontext der Studien zur Konfessionalisierung, wobei die konfessionelle Koexistenz mit einer reformierten Minderheit im vorwiegend katholischen Kanton Wallis ihre Ausgangslage darstellt. Im Zentrum stehen «Menschen, die nicht bereit waren, sich mit den religiösen und politischen Begebenheiten ihrer Zeit abzufinden, und die versuchten ihr Verhältnis zum Heiligen und zur Macht zu verändern». (1) Im Gegensatz zu herkömmlichen Konfessionalisierungsuntersuchungen betrachtet Schnyder die Menschen mit ihren unterschiedlichen Überzeugungen und Lebensformen als gestaltende Kräfte und weniger die Konfessionen im Sinne fester Einrichtungen. Anhand der Begriffe «heilig» und «Macht» leitet die Autorin ihre zwei Hauptkonzepte der Reformation und der Demokratie ab, die sie nicht wirklich scharf definiert, sondern vielmehr in ihrer wechselwirksamen Beziehung beschreibt. Letztendlich geht es vor allem um das Spannungsfeld zwischen Glauben im reformierten und katholischen Sinn und der politischen Entscheidungsfindung in einem Wallis, das sich gern als freies demokratisches Regiment verstehen würde. Damit einhergehen sollte auch die freie Glaubensausübung, was sich aber in der betrachteten Periode nicht realisieren liess. Historiografisch gesehen grenzt sich Schnyder scharf gegen die bisherige Geschichtsschreibung zum Wallis ab, die ihrer Ansicht nach die Rolle der Reformierten und ihre Mitgestaltung der politischen Landschaft des katholischen Wallis vernachlässigt hat. Schnyder macht es sich zum Leitfaden ihrer Arbeit, herkömmliche Darstellungen der Walliser Geschichte zu dekonstruieren.

Im ersten Teil beginnt die Autorin mit einer Geschichte des Wallis im 16. und 17. Jahrhundert, wobei sie anhand einer Strukturierung nach Lebensräumen, Kirche, politischer Ordnung und Bündnisstrukturen in lokale und regionale Begebenheiten einführt. Im zweiten Teil wird die zentrale Problematik des Kantons als zwischen zwei Konfessionen stehend dargelegt. Schnyder arbeitet heraus, wie sich reformatorische Ideen verbreiten konnten, wie und mit welchen Mechanismen die alte Kirche diesen begegnete. Schliesslich beschreibt sie die komplexe Funktionsweise der «Bündnispolitik zwischen den Konfessionen», (94) die sich sowohl innerkantonal, wie auch zwischen den beiden lokal präsenten Konfessionen und ihrer jeweiligen ausserkantonalen Anbindungen an Konfessionen in anderen Kantonen, das heisst auf der Ebene der gesamten Eidgenossenschaft abspielte. Im dritten Teil fokussiert Schnyder auf die reformierte Theologie und ihre Ausprägungen im katholischen Alltag der Walliser. Hieraus geht deutlich hervor, dass die reformierte Glaubenspraxis sich in einem stetigen Konfrontationskurs zur mehrheit-

lich katholischen Glaubenspraxis befand und sich entsprechend verteidigen musste. So geraten die Walliser Reformierten im vierten Teil ständig arg in Bedrängnis und im fünften Teil entsteht ein Streit um sie, der in schwere politische Unruhen und eine vertragliche Einigung, den zweiten Visper Abschied, mündet. Erst im sechsten Teil kommt die Autorin eigentlich auf ihr zweites Konzept, die Demokratie, zu sprechen, die sich in einem Streit um die politische Macht genauer artikuliert. Schnyder schliesst mit Ausführungen zur Politisierung der Glaubensfrage und der damit verbundenen Rechtshändel, die schliesslich zur Ernennung eines neuen Bischofs mit eingeschränkten Kompetenzen und der Erstellung einer neuen Verfassung führten. Letztlich schliesst diese Betrachtung mit dem Arrangement zwischen den beiden Konfessionen, das sich auf «sanfte Mittel im Ringen um den Glauben» (266) stützt.

Schnyders Dissertation liest sich angenehm, stellenweise gar spannend und zeugt von einem routinierten Umgang mit den Quellen. Wo immer möglich lässt sie die Originaldokumente sprechen und somit auch möglichst viele Menschen zu Wort kommen. Entgegen ihrer anfänglichen Ankündigung, Frauen ebenfalls zu berücksichtigen, tauchen diese als konfessionelle oder politische Figuren nur selten auf. Einwenden möchte ich zudem, dass Schnyder die Lesenden in ihren ersten Seiten deutlich mit lokalgeografischen Details überfüttert und es dabei versäumt, eine klärende Karte des Kantons Wallis an den Anfang zu setzen. Diese taucht erst auf Seite 28 auf. Zudem führt Schnyder teilweise Personen unvermittelt ohne Funktionsangabe ein, sodass nicht immer ganz klar wird, weshalb diese Figur denn nun im jeweiligen Zusammenhang auftaucht. Vor diesem Hintergrund wäre die Auffächerung des Registers in Orte, Namen und Sachbegriffe hilfreich gewesen. Alles in allem aber empfiehlt sich Schnyders Dissertation zur Lektüre, sie eröffnet ein schillerndes Porträt des Wallis mit spannenden Ausführungen zu zwischenkonfessionellen Beziehungen in einer besonders bewegten Zeit. Sie gibt Einblicke in die schwierige, aber notwendige Regelung und Aushandlung von Freiheiten sowie in die Gratwanderung zwischen Toleranz und Intoleranz in konfessioneller Koexistenz.

Anne Yammine (Luzern)

MARC-ANTOINE KAESER
LES LACUSTRES
ARCHEOLOGIE ET MYTHE NATIONAL
COLLECTION LE SAVOIR SUISSE, 14

LAUSANNE, PRESSES POLYTECHNIQUES ET UNIVERSITAIRES ROMANDES, 2004, 144 P., 12 ILL., FS. 16.–

Dans ce livre tout public, Marc-Antoine Kaeser reprend la question des cités lacustres à l'occasion des 150 ans de leur découverte. L'auteur s'attache à présenter les développements de la recherche et ceux du mythe lacustre en relation avec l'histoire de la jeune Confédération helvétique dans une langue claire et accessible aux non-spécialistes. Depuis leur découverte en 1854, les lacustres représentent un des axes prioritaires de la recherche en préhistoire. Parallèlement l'image des cités lacustres construites sur des plate-formes au-dessus de l'eau a connu une popularité extraordinaire qui a perduré bien après que la science eut démontré son inadéquation.

Kaeser s'interroge sur cette permanence et cette popularité. Il présente d'abord la problématique, puis il fait une description succincte des interprétations actuelles: villages construits en milieu humide, sur la terre ferme ou en zone inondable, en tout cas sans plate-forme

commune. Suit un historique de l'archéologie préhistorique, dans lequel s'insère la découverte des stations lacustres à Obermeilen en 1854, alors que l'archéologie préhistorique en est à ses balbutiements, l'interprétation qu'en fait Ferdinand Keller et l'engouement extraordinaire qu'elle suscite tant chez les antiquaires que chez les naturalistes. L'auteur montre comment les naturalistes relient la Préhistoire aux institutions académiques, donnent une assise scientifique aux interprétations et les diffusent à travers l'Europe.

Ensuite, l'auteur présente la découverte en relation avec les besoins identitaires de la Confédération de 1848, issue de la guerre du Sonderbund. Il s'attache à démontrer le succès populaire des lacustres à travers l'importante iconographie de l'époque, la chasse aux antiquités qu'ont suscitée les collectionneurs ou leur présence dans les cortèges historiques. Il en déduit que la collectivité s'est approprié les lacustres.

Ceci conduit l'auteur à s'interroger sur les raisons de cette appropriation. Il en donne plusieurs. En premier lieu la nostalgie d'un Age d'Or harmonieux que permet l'exhumation de nombreux objets de la vie quotidienne. Celui-ci trouve un écho dans les théories de Jean-Jacques Rousseau pour lequel la société idéale se situe à la charnière entre Nature et Société, dans une île de Suisse. La plate-forme des lacustres correspondrait alors à l'île de Rousseau. En second lieu, il note que l'assemblage composite qui forme la Confédération a d'autant plus besoin d'être fondé sur l'histoire et la géographie que s'affirme la montée des nationalismes aux frontières. Selon lui, les lacustres répondent très bien à ce besoin identitaire et sont immédiatement utilisés par les autorités, preuve en est leur présence à l'exposition universelle de 1867 comme représentants officiels de la Suisse primitive. La plate-forme marque alors l'insularité suisse, oasis de tranquillité connaissant une société égalitaire à la vie quotidienne simple, parfaitement adaptée pour représenter les ancêtres fondateurs. Paradoxalement, l'auteur montre aussi que les lacustres collent à l'idéologie du progrès en vigueur dans les milieux radicaux, alors au pouvoir dans la majorité des cantons. Cette contradiction entre passéisme nostalgique et idéologie du progrès est pour Kaeser ce qui permet de parler d'un mythe lacustre au sens propre. L'Age d'Or serait atteignable dans le futur et la civilisation lacustre en serait la représentation, avec le travail comme vertu essentielle. Les lacustres sont donc parfaitement adaptés pour représenter les ancêtres de la Suisse moderne et le caractère immémorial de sa spécificité, la plate-forme matérialisant l'emprise de l'homme sur l'environnement, la sécurité et la liberté conquises et gardées par le travail, en même temps qu'ils représentent un idéal universel.

L'archéologie, à la base de la fondation du mythe, serait peu responsable de sa propagation et de son appropriation par la collectivité. D'ailleurs, l'auteur montre que la science et le mythe évoluent séparément. Dans l'ordre du mythe, il met en parallèle la militarisation des lacustres qui évoluent en armes dans les cortèges historiques de la fin du 19e siècle et le fait que la Confédération se dote d'une armée en 1874. De même, il note que les lacustres ne sont plus présentés comme un modèle universel dans une Confédération qui devient une nation parmi d'autres, alors que la crise économique de 1870 montre que la Suisse n'est pas à l'abri des turbulences de l'histoire. Le retour au pouvoir des conservateurs coïncide avec une appropriation nationale du passé lacustre. Les sites lacustres passent d'ailleurs du statut d'objets scientifiques ouverts à tous à celui de patrimoine à préserver, d'où des fouilles soumises à autorisation et la

création du musée national suisse pour préserver les collections lacustres. La plate-forme devient, même au niveau des savants suisses, un signe identitaire face à des chercheurs, notamment allemands, qui mettent en doute le caractère lacustre des villages.

Après cette histoire du mythe lacustre, où la relation avec l'histoire de la Confédération et de l'identité suisse est très claire, parfois peut-être un peu réductrice, l'auteur donne un bref historique des recherches savantes. Il part de l'interprétation globale donnée dès 1854 par Ferdinand Keller, avec son village construit sur une plate-forme, dans une civilisation lacustre sans chronologie interne, pour arriver aux visions actuelles qui montrent une grande diversité de cas avec des maisons séparées construites sur terre ferme, en zone inondable ou en bordure d'eau, à planchers surélevés ou à même le sol, en passant par toutes les interprétations intermédiaires. Il s'attache également aux progrès des datations: alors qu'à l'époque de Ferdinand Keller il était impossible de distinguer la succession des couches archéologiques dans un milieu très humide, les progrès de la fouille en stratigraphie et la compréhension de l'évolution typologique des objets, puis la dendrochronologie, qui date les pieux à l'année près, ont permis d'identifier plusieurs cultures séparées dans le temps et l'espace et de comprendre les dynamiques d'occupation et d'abandon des rives.

Après avoir démontré que les recherches actuelles dénoncent l'existence d'une civilisation lacustre unique, l'auteur s'attache à la question de savoir si l'habitat lacustre est un fait culturel. Il donne brièvement quelques indications sur le choix d'habiter en milieu humide et les raisons qui ont pu y pousser, pour constater que l'archéologue en reste actuellement au stade des hypothèses, mais que les données du problème sont posées et recevront sans doute des réponses avec la prise en compte du phénomène lacustre dans son ensemble, les fouilles extensives liées aux grands travaux de génie civil et les échanges internationaux y contribuant.

Pour finir, l'auteur revient sur l'archéologie lacustre moderne et les questions qu'elle a encore à résoudre, dans un contexte où la préservation des gisements menacés par l'érosion doit aussi être prise en compte. Il revient également sur le poids de l'idéologie qui embarrasse souvent les chercheurs qui n'osent se dresser contre le mythe, le public ayant péniblement abandonné la plate-forme, mais gardant l'image de petites communautés harmonieuses.

Au total, on ne trouvera dans cet ouvrage ni la description des techniques de la recherche préhistorique, ni celle des objets exhumés (d'ailleurs visibles dans les nombreuses expositions consacrées aux lacustres en cette année anniversaire) ou des sociétés qui les utilisaient, mais la relation de la rencontre entre un moment d'histoire et une découverte scientifique, ainsi que l'appropriation et l'utilisation de cette découverte par la collectivité. En ce sens le but de l'auteur est parfaitement atteint. L'articulation claire des arguments permet au lecteur de suivre aisément le propos. Le préhistorien verra sa discipline mise en perspective et se rappellera utilement que l'archéologie n'est pas une science du passé, mais la science de l'interprétation des vestiges conservés des civilisations passées.

Elena Burri (Genève)

FLORENCE HERVE, BRIGITTE MANTILLERI HISTOIRES ET VISAGES DE FEMMES

YENS SUR MORGES, CABEDITA, 2004, 167 P., FS. 40.–

Existe-t-il une femme suisse? Telle est la question que se sont posée en 1996 deux journalistes passionnées de l'histoire des femmes, la Française Florence Hervé et la Suissesse Brigitte Mantilleri. Déterminées à apporter de multiples alternatives à quelques clichés ancrés dans l'imaginaire collectif, les deux anciennes camarades d'études se lancent dans une quête aux témoignages, recueillis au gré de diverses rencontres faites à travers le pays. Le résultat de cette quête paraît d'abord en allemand sous le titre *Schweiz: Frauengeschichten – Frauengesichter* (Dortmund, Ebersbach, 1998). L'objectif semble être atteint, mais l'accueil enthousiasmé d'un éditeur romand incite nos deux enquêtrices à se pencher sur la version française de cet ouvrage, occasion de nouveaux échanges, portraits et coups de cœur.

Le livre s'articule autour de deux volets principaux: «Elles se sont lancées.» Et: «Elles ont tracé la voie.» Le premier, de loin le plus saisissant, rassemble une vingtaine d'interviews de nos contemporaines, issues de milieux différents, allant de la clownesse alémanique au grand cœur, Gardi Hutter, à la première présidente de la Confédération helvétique Ruth Dreifuss. Conscientes du caractère forcément subjectif de leur choix, Florence Hervé et Brigitte Mantilleri consacrent des pages éloquentes aux femmes créatives, engagées et entreprenantes, dont les champs d'activité s'étendent de la vigne valaisanne (Marie-Thérèse Chappaz) aux vastes espaces du Moyen-Orient (Laurence Deonna) et de l'univers de l'art brut (Lucienne Peiry) à celui de la fabrication de montres (Gisèle Rufer). Des contributions à deux voix, livrés par les féministes lausannoises Danielle Bridel et Simone Chapuis-Bischof, les professionnelles des média Raphaëlle Aellig et Martine Galland ou encore les pasteures Isabelle Graesslé et Dominique Roulin, apportent une dimension supplémentaire à la démarche des deux journalistes, en permettant de confronter les vécus et les convictions des protagonistes. C'est aussi l'un des mérites de ce recueil que de rester toujours accessible au grand public, en relatant les témoignages dans un style à la fois élégant et sincère, avec beaucoup d'empathie pour les interlocutrices.

Mais peut-on parler des femmes suisses sans recourir à la démarche comparative de l'approche genre, qui réfléchit à la situation des femmes par rapport à celle des hommes, approche esquissée néanmoins dans l'avant-propos très stimulant rédigé par l'ethnologue Bernard Crettaz? Quelques entretiens conduits avec des hommes auraient en effet permis de comprendre à la fois l'originalité de certaines trajectoires féminines et leur ancrage dans une époque donnée.

Dans un autre registre, le deuxième volet comporte quinze portraits qui retracent – d'une manière hélas trop succincte par rapport aux interviews de la partie précédente – les destins de quelques pionnières, artistes ou sorcières. Figures pour la plupart bien connues de l'histoire des femmes suisses (telles Germaine de Staël, Emilie Kempin-Spyri ou Ella Maillart), leur énumération n'est pas sans évoquer une galerie de portrait d'héroïnes et de militantes, sans pour autant tisser de liens entre des parcours souvent très différents mais en butte aux mêmes obstacles. Un dictionnaire au féminin complète l'ouvrage, en répertoriant encore une centaine de femmes remarquables, chiffre qui paraît réducteur face aux centaines d'autres femmes à la notoriété certes moindre mais qui auraient mérité d'être tirées de l'oubli.

A la question posée au début de leur aventure journalistique, les deux auteures s'empressent de répondre par la négative. Pour elles autant que pour les personnes interviewées, il n'est pas question de parler de la femme suisse au singulier et quelques traits de pinceau ne suffiraient pas à la dépeindre. En revanche, «les femmes suisses existent, plurielles, multiculturelles, paysannes, citadines, au foyer, grandes voyageuses, ouvrière ou intellectuelles», lit-on à la page 15. Tel est le message que nous apporte cette mosaïque composée de personnalités féminines passionnées et passionnantes et qui a toutes les chances de toucher le public le plus large possible.

Natalia Tikhonov (Genève)

CATHERINE JACQUES, ELIANE GUBIN, FLORENCE ROCHEFORT, BRIGITTE STUDER, FRANÇOISE THEBAUD, MICHELLE ZANCARINI-FOURNEL (DIR.) LE SIECLE DES FEMINISMES

PARIS, LES EDITIONS DE L'ATELIER, 2003, 464 P., € 27,–

Le siècle des féminismes, c'est bien sûr le 20e siècle, unanimement reconnu comme le siècle de la promotion des droits des femmes et des femmes elles-mêmes. Ce gros ouvrage de quelque 450 pages se veut à la fois histoire et bilan, narration et état de la question. Ce pari difficile est largement réussi, tant grâce à la qualité des contributions qu'au choix d'un découpage thématique plutôt que chronologique.

Le siècle des féminismes présente tout d'abord un cadre conceptuel dans lequel on peut inscrire cette mouvance plurielle, cette «nébuleuse» multiface et souvent contradictoire que sont les féminismes qui ont traversé et marqué le siècle. Viennent ensuite quelques incursions à l'intérieur des féminismes (développement interne, grands débats) puis un aperçu des manières dont les féminismes se sont confrontés aux acteurs extérieurs (Etat, partis, associations). La critique des savoirs institués précède le dernier chapitre consacré aux mouvements féministes hors du monde occidental. Les différentes parties, de même que les chapitres qui les composent, peuvent se lire dans n'importe quel ordre au gré de notre envie du moment. Il vaut cependant la peine, à notre avis, de commencer par la partie conceptuelle qui fournit quelques clés de lecture et d'interprétation pour mieux comprendre, dans les chapitres qui suivent, les grands débats nationaux et internationaux qui ont à la fois réuni et divisé les féministes du 20e siècle.

Si le découpage chronologique ne s'impose pas, rappelons tout de même que les féminismes occidentaux peuvent être lus comme trois grandes vagues: une première vague allant du troisième tiers du 19e siècle jusqu'à la Première Guerre Mondiale, une deuxième vague tampon, celle de «l'entre-deux-féminismes» (1920–1960) et une troisième vague constituée par le nouveau féminisme à partir des années 1970. Ce découpage pourtant classique ne fait cependant pas l'unanimité, comme en témoigne l'article d'Ute Gerhard qui parle elle aussi de trois «vagues» mais agencées différemment: le «mouvement historique» (jusque vers les années 1970), le «nouveau mouvement des femmes» (années 1970–1980) puis, à partir des années 1990, une troisième vague «globale ou transnationale». Sans doute avons-nous aujourd'hui trop peu de recul pour évaluer ce dernier mouvement global, celui, d'ailleurs, le moins traité dans l'ouvrage. Quoi qu'il en soit, ces vagues successives se distinguent tant par leurs méthodes, leurs contenus et leurs objectifs, tous liés aux conditions

politiques, économiques et intellectuelles du moment, mais certains thèmes traversent l'ensemble du féminisme tout au long du siècle: l'autonomie, la mixité, l'internationalisme, le rapport à l'Etat.

Partout, l'éducation a constitué la première revendication des femmes, suivie du droit de vote. Mais ces objectifs bien connus ne doivent pas faire oublier le clivage tant stratégique qu'idéologique qui séparait les féministes de la première moitié du siècle, divisées entre un féminisme «maternaliste» et un féminisme égalitaire, le premier axé sur les droits des femmes comme mères et le potentiel féminin méritant à la fois protection et valorisation, le second centré sur l'égalité des droits. Le passionnant article sur le féminisme nordique montre cependant que ces deux options, apparemment contradictoires, pouvaient fort bien coexister et que «les deux aspects furent souvent au cœur de la pensée de la plupart des féministes».

Autres débats traversant tout le mouvement: l'autonomie et la mixité, les deux problématiques se recoupant mais ne se recouvrant pas complètement. «Le féminisme lui-même n'a jamais été un mouvement autonome» affirme Simone de Beauvoir dans *Le Deuxième sexe* paru en 1949. L'autonomie du mouvement a pourtant constitué un enjeu majeur des différentes organisations féministes constituées au début du siècle mais l'absence de droits politiques pour les femmes contraignait celles-ci à collaborer d'une manière ou d'une autre avec des relais – individus, partis, associations – susceptibles de reprendre à leur compte le message et les revendications féministes. Ce n'est qu'avec le nouveau féminisme des années 1970 que la revendication de non-mixité et d'autonomie apparaît comme pivot du mouvement, «autonomie au sens double, liant la libération individuelle et personnelle de la tutelle masculine à l'auto-organisation et l'indépendance politiques» (Gerhard).

La plupart des chapitres traversent tout le siècle, montrant ainsi, pour chacun des thèmes abordés (critique des savoirs, droit au travail, stratégies féministes, etc.), les continuités et les ruptures sur une centaine d'années.

Dans ce panorama des féminismes occidentaux, la Suisse apparaît ici et là en filigrane, dans une position assez paradoxale puisque les exceptions qu'elle représente sont aussi avant-gardistes (la première université à s'ouvrir aux femmes est celle de Zurich en 1865) que rétrogrades (l'escargot du suffrage féminin). Il est cependant étonnant de ne trouver aucune mention de la Genevoise Marie Goegg-Pouchoulin, fondatrice en 1868 de l'Association internationale des femmes, mouvement certes restreint du point de vue du nombre d'adhérentes mais dont il est difficile de nier le caractère pionnier dans le féminisme historique international. Autre absence remarquable, celle de l'Afrique, alors que le dernier chapitre présente un panorama des féminismes actifs au Maghreb, en Iran, en Inde et en Amérique latine. Tout ouvrage présente des lacunes et les auteures ne visaient de toute façon pas à l'exhaustivité. Il reste donc un livre passionnant, bien structuré, agréable à lire et qui intéressera toute personne qui, de près ou de loin, se préoccupe de la façon – ou plutôt des façons – dont on peut changer le monde.

Martine Chaponnière (Genève)

SCHWEIZERISCHES BUNDESARCHIV (HG.) INTEGRATION UND AUSSCHLUSS STUDIEN UND QUELLEN, BD. 29

HAUPT, BERN 2003, 408 S., FR. 44.–

Mit der Nummer 29 von *Studien und Quellen* liegt wahrscheinlich der letzte Band der Zeitschrift des Schweizerischen Bundesarchivs unter der Ägide seines bisherigen Leiters Christoph Graf vor. Verschiedene Historikerinnen und Historiker aus der französisch- und deutschsprachigen Schweiz geben Einblick in ein weites Feld der Schweizer Geschichte. Die Themen Rassismus, Antisemitismus, Vergangenheitspolitik, Schweizer Staatsbürgerschaft, die Ausländerfrage, der Umgang mit Arbeitslosigkeit, Sonderpädagogik, schweizerisches Strafrecht, Zwangsinternierungen in psychiatrische Kliniken, weibliche und männliche Prostitution und nicht zuletzt die Bewertungspraxis des Schweizerischen Bundesarchivs werden durch die Klammer des Titels «Integration und Ausschluss» zusammengehalten. Damit trägt der Band denselben Titel wie das im letzten Jahr angelaufene Nationale Forschungsprogramm (NFP) 51. Wie in der Ausschreibung des NFP 51 unterbleibt im Band allerdings weit gehend eine methodische und theoretische Reflexion auf die für die sozialwissenschaftliche Analyse grundlegenden Begriffe von Integration und Ausschluss. Lediglich der Beitrag zur schweizerischen Strafrechtsreform von Urs Germann geht auf die methodischen und konzeptuellen Fallstricke der Begriffe von Inklusion und Exklusion, von Integration und Ausschluss ein.

Der grossen Auswahl der versammelten Beiträge entspricht allerdings eine Vielfalt überzeugender Zugänge zum Thema. Mirjam Bugmann und Philipp Sarasin zum Beispiel schlagen in ihrem Beitrag vor, die Schriften des Psychiaters, Abstinenzlers, Frauenrechtlers, Entomologen, Pazifisten und überzeugten Eugenikers August Forels mit Foucault zu lesen. Die beiden AutorInnen legen dar, dass Forels Utopie einer gesunden Gesellschaft, die weit von einem plumpen Rassenhass entfernt schien, nicht «unschuldig» war. Mittels Michel Foucaults Konzeption von Rassismus als «Zäsur» wird deutlich, dass Forel rassistisch argumentierte. Der Artikel führt somit exemplarisch vor, wie mit einem diskurstheoretischen Ansatz und der Foucault'schen Konzeption von Rassismus eine differenzierte Einordnung der schweizerischen Eugenik erfolgen kann. Der funktionelle Charakter des Rassismus, der nach Foucault eine «Unterscheidung» zwischen dem, was leben soll und dem was sterben muss, einzuführen erlaubt, ohne dabei notwendigerweise auf Rassenhass Bezug zu nehmen, wird als Voraussetzung der wissenschaftlichen eugenischen Diskurse lesbar.

In eine ähnliche Richtung geht der Beitrag Jacques Picards zum Antisemitismus oder genauer zu den «jüdischen Positionen zum kulturellen Pluralismus». Picard schlägt den Bogen der Betrachtung bis ins frühe 21. Jahrhundert. Er formuliert in seinen Schlussfolgerungen die These, dass Antisemitismus in der «multikulturellen Realität» nicht mehr nach dem klassischen Muster der Ausgrenzung einer Minderheit durch die Mehrheit auftrete. Stattdessen befinde sich der Antisemitismus im Zustand der «historischen Kodierung oder Gefriertrocknung». Der Code «Jude» meine zwar «Juden», könne aber auch für andere Minderheiten stehen, die mit Fremdenhass bedacht werden, führt der Autor aus. Insbesondere aber könne dieser Code heute eine Feindschaft gegen kulturellen Pluralismus ausdrücken, und in der Adaption antisemitischer Erklärungen und Traditionen auch von Seiten anderer Minderheiten übernommen werden. Die Übernahme

antisemitischer Codes wirkt so nicht nur ausgrenzend, vielmehr stabilisiert der Antisemitismus die Identität der eigenen Gruppe und integriert in die Tradition des europäischen Judenhasses.

Weitere Beiträge wie zum Beispiel derjenige von Regula Argast und Silvia und Gérald Arlettaz beschäftigen sich mit dem Komplex der schweizerischen Staatsbürgerschaft und mit dem Umgang mit Ausländern in der Schweiz. Auch die Beiträge von Michel Fleury und Brigitte Studer widmen sich diesem Thema und konzentrieren sich dabei auf die Zeit des Zweiten Weltkriegs. Brigitte Studers Artikel zur «Ausländerfrage» zwischen militärischem Sicherheitsdenken und rechtsstaatlichen Garantien zu Beginn des Zweiten Weltkriegs untersucht anhand eines Konferenzprotokolls vom Mai 1940, wie die schweizerischen Behörden und verschiedene Armeestellen über Ausschluss und Integration von Ausländern debattierten. Da die Konferenz nach der zweiten Generalmobilmachung und damit zur «kritischsten» Zeit des Zweiten Weltkriegs stattfand, enthüllen die übersteigerten Reaktionen die ansonsten verdeckten Muster des Umgangs mit «Fremden» in der Schweiz. An der Konferenz wurden verschiedene Kontrollmöglichkeiten von Ausländern, aber insbesondere auch Interventionen wie Ausbürgerungen und Heiratsverbote gegen «unschweizerische» Schweizer erwogen, die angesichts der gespannten Situation als Sicherheitsrisiko wahrgenommen wurden. Die Konferenz gab das Signal zu verschärften Massnahmen in der Ausländer-, Asyl- sowie der Ein- und Ausbürgerungspolitik. Sie verdeutlichte auch den Einfluss des Militärs angesichts einer besonders von der Armee wahrgenommenen und argumentativ ins Feld geführten Bedrohungssituation.

Einen wichtigen Beitrag zum Thema Integration und Ausschluss leistet Regula Ludi mit ihrem Artikel zu Schweizer NS-Opern und den Grenzen der Wiedergutmachung. Die Autorin zeigt nämlich, dass mit der Wiedergutmachungsdebatte in der Schweiz Vergangenheits- und Geschichtspolitik gemacht wurde, die zu einer Parzellierung der Vergangenheit führte, und Ausgeschlossene ein zweites Mal ausgrenzte. Individuelle Leid- und Verfolgungserfahrungen von NS-Opfern schweizerischer Staatsbürgerschaft und die Modi ihrer Anerkennung durch die politischen Organe standen sich Ende der 1950er-Jahre unvereinbar gegenüber. Das schweizerische Entschädigungsverfahren vermochte die NS-Opfer nicht in eine kollektive Repräsentation der schweizerischen Vergangenheit zu integrieren, sondern verbannte diese ein weiteres Mal in ein «historisches Niemandsland».

Weitere Beiträge wie etwa derjenige Martine Ruchats zur Entwicklung der schweizerischen Sonderpädagogik oder Jean Tabins Artikel zum waadtländischen Arbeitslosenprogramm beschäftigen sich stärker mit dem Zusammenwirken von zugleich integrierenden und ausschliessenden pädagogischen und sozialpolitischen Massnahmen. Auch Gilles Jeanmonnods und Jacques Gassers Artikel zur Internierung des Mediziners Löwenthal in der Anstalt Cery geht der Ambivalenz der ausschliessenden Internierung in die Irrenanstalt nach, ohne allerdings auf die Debatte um ein schweizerisches Irrenrecht um 1900 einzugehen, die sich an der als willkürlich wahrgenommenen Internierung entzündet hatte. Auch die beiden letzten historischen Beiträge von Anita Ulrich und Christoph Schlatter beschäftigen sich in ihrer Analyse der weiblichen und männlichen Prostitution mit der Ambivalenz von Integration und Ausschluss. Ulrichs Beitrag weist dabei auf die Funktion der Prostitution in der bürgerlichen Gesellschaft hin und auf die mit der Regulation und Kontrolle einhergehende Ausgrenzung und Diskriminie-

rung der sich prostituierenden Frauen. Christoph Schlatter zeigt in seinem Aufsatz zur männlichen Prostitution anhand mehrerer Fallbeispiele überzeugend, dass mit dem eidgenössischen Strafgesetzbuch von 1942 zwar ein vergleichsweise liberales Sexualstrafrecht in Kraft trat, aber mit dem Verbot der homosexuellen Prostitution weiterhin die Möglichkeit zur Kriminalisierung gleichgeschlechtlicher Lebens- und Liebesweisen gegeben war und praktiziert wurde.

Die verschiedenen Beiträge zeichnen sich durch je eigenständige Zugänge auf ein komplexes Forschungsfeld aus. Doch integriert der Titel «Integration und Ausschluss» mehr inhaltlich als methodisch die verschiedenen Beiträge zur Erforschung dieser «zentralen, hochaktuellen, äusserst sensitiven Problemen der Zivilgesellschaften sowohl des 19. und 20. als auch des beginnenden 21. Jahrhunderts», wie es das Geleitwort formuliert.

Hans Jakob Ritter (Basel)

PHILIPP MÜLLER, ISABELLE PACCAUD, JANICK MARINA SCHAUFELBUEHL FRANC SUISSE, FINANCE ET COMMERCE

LAUSANNE, EDITIONS ANTIPODES, 2003, 351 S., FR. 30.–

Der vorliegende von Hans Ulrich Jost herausgegebene Band versammelt drei auf Lizentiatsarbeiten der Universität Lausanne beruhende Beiträge. Diese befassen sich mit wesentlichen und zurzeit hochaktuellen Aspekten der schweizerischen Aussenwirtschaftspolitik. Bei der Studie von Philipp Müller geht es um die Frage, wie die Wirtschaftspolitik in der grossen Depression der 1930er-Jahre angesichts des Zusammenbruchs des Goldstandards und der damit verbundenen schockartigen Verschlechterung der aussenwirtschaftlichen Rahmenbedingungen reagierte. Bei Isabelle Paccaud und Janick Marina Schaufelbuehl steht die Bedeutung der Finanzdienstleistungen in den bilateralen Wirtschaftsverhandlungen der Schweiz mit Grossbritannien respektive Frankreichs während des Zweiten Weltkriegs und in der unmittelbaren Nachkriegszeit im Zentrum.

Im Fokus von Müllers Untersuchung *La bataille pour le franc: la Suisse entre déflation et dévaluation (1931–1936)* steht die minuziöse Rekonstruktion des Diskurses aller wirtschaftspolitisch relevanter Akteure vom Beginn der Krise bis zur Abwertung am 26. September 1936. Trotzdem die Schweiz bereits in den 1930er-Jahren eines der am stärksten exportorientierten Länder war und daher durch die Abwertung der meisten Konkurrenten hart getroffen wurde, bestand lange ein politischer Konsens, dass eine Änderung der Goldparität des Schweizer Frankens keine Option sei. Die internationale Konkurrenzfähigkeit der Exportindustrie sollte stattdessen über die Senkung der Löhne und Lebenshaltungskosten wiederhergestellt werden. Weil grosse öffentliche Defizite das Vertrauen in die Währung untergraben und Anlass zu Spekulationen gegen den Franken gegeben hätten, war ein ausgeglichener Staatshaushalt ebenfalls Teil dieser Deflationspolitik.

Eine konsequente Deflationspolitik erwies sich jedoch als undurchführbar, obwohl die Gewerkschaften zu Beginn der Krise zu einem gewissen Nominallohnabbau bereit waren. Dies zeigte sich im Grunde genommen bereits mit dem erfolgreichen Referendum gegen den Besoldungsabbau beim Bundespersonal im Frühling 1933. Die Linke präsentierte mit der Kriseninitiative zwar ein wirtschaftspolitisches Gegenprogramm zur Deflationspolitik, ohne jedoch den Wechselkurs

des Frankens in Frage zu stellen. Müller kann zwar zeigen, dass sich die Ablehnungsfront gegen die Abwertung mit dem Fortschreiten der Krise etwas aufweichte, dennoch wurde die Paritätsänderung von keiner der politisch massgeblichen Kräfte mit Nachdruck gefordert. Dies ist umso bemerkenswerter, als die schliesslich vom Bundesrat im Alleingang beschlossene Abwertung, nachdem Frankreich mit diesem Schritt vorangegangen war, der Wirtschaft anerkanntermassen positive Impulse versetzte.

Isabelle Paccaud betont in ihrem Beitrag *Les relations financières entre la Suisse et la Grande-Bretagne durant la Deuxième Guerre mondiale (1940–1944)* die Bedeutung der Finanzbeziehungen für das bilaterale Verhältnis zwischen der Schweiz und Grossbritannien während des Zweiten Weltkriegs. Einerseits hatte Grossbritannien einen grossen Bedarf an Schweizer Franken, anderseits waren die Beziehungen zwischen der Schweiz und Grossbritannien nicht zuletzt durch die Finanzgeschäfte von Schweizer Banken mit Deutschland belastet. Die Briten versuchten mit dem Mittel der schwarzen Liste Schweizer Firmen und Individuen zu zwingen, auf Geschäfte mit Deutschland zu verzichten. Bis zum Kriegseintritt der USA waren sie dabei am kürzeren Hebel und daher mit Forderungen gegenüber der Schweiz zurückhaltend. Mit der Blockade der schweizerischen Guthaben in den USA verfügten die West-Alliierten zwar über ein wirksames Druckmittel gegenüber der Schweiz, trotzdem gelang es den Schweizer Banken mit tatkräftiger Unterstützung der Bundesbehörden, erfolgreich auf Zeit zu spielen und die Restriktionen in Grenzen zu halten. Paccaud kann dies eindrücklich am Beispiel der Affidavit-Regelungen zeigen. Die Banken konnten schliesslich bezeichnenderweise das Bankgeheimnis nicht nur gegenüber den britischen Behörden, son dern auch gegenüber den Schweizer Behörden wahren.

Nicht nur das Verhalten der Geschäftsbanken führte zu Spannungen im schweizerisch-britischen Verhältnis. Die Schweizerische Nationalbank sorgte mit ihrer zurückhaltenden Abgabe von Schweizer Franken gegen blockiertes Gold zu schwerwiegenden Irritationen und Verstimmungen, die bis in die Nachkriegszeit anhielten. Die Briten konnten die schweizerischen Inflationsbefürchtungen nicht nachvollziehen. Wie bereits Neville Wylie gezeigt hat, war die Abhängigkeit von Schweizer Franken der Hauptgrund, warum Grossbritannien nicht mit schärferen Massnahmen gegen die schweizerischen Geschäfte mit Deutschland vorging.

Auch in der Nachkriegszeit spielten in den bilateralen Wirtschaftsverhandlungen der Schweiz Finanzfragen eine wichtige Rolle wie Janick Marina Schaufelbühl in ihrer Studie *Les relations commerciales, financiers et politiques franco-suisses (1944–1949)* zeigt. So war Frankreich für den Wiederaufbau seiner Industrie auf schweizerisches Kapital angewiesen. Dieses Problem konnte relativ einfach mit einem zunächst staatlichen Kredit in der Höhe von 250 respektive 300 Millionen Franken gelöst werden. Schwieriger war die Deblockierung der seit dem 6. Juli 1940 eingefrorenen französischen Guthaben in der Schweiz. Die französischen Behörden wollten die Aufhebung der Blockade so ausgestalten, dass diejenigen Guthaben, welche nicht der Steuerbehörde angemeldet wurden, vom Staat konfisziert werden konnten. Für die Schweizer Banken war dies ausgeschlossen. Ende 1947 hatte Frankreich den Handelskredit ausgeschöpft, sodass die Schweiz aus einer Position der Stärke die Aufhebung der Blockade der französischen Guthaben ohne Steuerhilfe vorschlagen konnte. Die Franzosen lehnten ab, und es kam zum Verhandlungsabbruch. In der Folge beschlossen die Schweizerbehörden

die Blockade ohne das Einverständnis Frankreichs aufzuheben. Dieser Schritt führte zu Retorsionsmassnahmen. Da die Franzosen in Bezug auf ihre finanziellen Bedürfnisse auf weitere Kredite seitens der Schweiz angewiesen waren, mussten sie ihren Widerstand gegen die Aufhebung der Blockade im Rahmen des Abkommens vom 20. März 1948 aufgeben.

Die drei Beiträge zeichnen sich durch umfassende Archivrecherchen und einen entsprechend hohen Informationsgehalt aus. Auf der methodisch-theoretischen Ebene erscheint mir vor allem der Begriff der «classe dirigeant de la Suisse» diskussionswürdig zu sein, der in allen drei Arbeiten immer wieder vorkommt, aber leider nirgends definiert wird. Gerade beim Beitrag von Müller wird deutlich, wie problematisch die Vorstellung einer homogenen Führungsschicht mit einheitlichen Interessen ist. Offensichtlich waren weder die Interessen der wirtschaftspolitisch relevanten Akteure einheitlich, noch wurde immer die den objektiven Interessen entsprechende Politik vertreten. Meiner Meinung nach war ein wesentlicher Faktor für das Festhalten an der Parität das mangelhafte Verständnis der ökonomischen Effekte der Deflation. Damit stimmt auch gut überein, dass sich der ökonomische Vordenker des Gewerkschaftsbundes Max Weber nach seiner Reise nach Skandinavien, wo er mit modernem ökonomischem Gedankengut in Berührung kam, für die Abwertung aussprach. Auch im Falle der bilateralen Wirtschaftsverhandlungen kann die Vorstellung einer Führungsschicht mit gleichartigen Interessen mit Gewinn aufgeben werden. Man kann dann nämlich fragen, ob es keine Opposition gegen eine Wirtschaftspolitik gegeben hat, welche die Interessen der Banken derart in den Vordergrund stellte. Immerhin waren damit einige Risiken verbunden. Frankreich setzte zum Beispiel in der Auseinandersetzung um die Deblockierung der französischen Guthaben in der Schweiz die Vergabe von Importlizenzen für eine gewisse Zeit aus.

Es ist zu hoffen, dass die Diskussion über die schweizerische Aussenwirtschaftspolitik weitergeführt und vertieft wird. Die vorliegenden Beiträge bieten einen fundierten und anregenden Einstieg.

Patrick Halbeisen (Zürich)

THEMENPORTAL ERSTER WELTKRIEG (DEUTSCHLAND)

www.erster-weltkrieg.clio-online.de

Wer sich in die Mailingliste von «H-Soz-u-Kult» eingetragen hat, bekommt unter anderem regelmässig eine aufbereitete Zusammenstellung aktueller Onlineangebote aus dem Bereich der Geistes- und Sozialwissenschaften zugestellt. Bei «H-Soz-u-Kult» handelt es sich um den deutschen Ableger der Onlineforschergemeinde Humanities-Net «H-Net» und mit Sicherheit um die beste Informationsquelle für Forschende und Lehrende der Geschichte auch in der Schweiz (http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de). In solchen Zusammenstellungen finden sich in letzter Zeit vermehrt auch thematisch orientierte Onlineportale für die Geschichtswissenschaft, hauptsächlich aus Deutschland. Im Gegensatz etwa zu E-Learning-Angeboten, aber auch Onlinequelleneditionen scheinen (thematische) Portallösungen im Web weniger von der allgemeinen Ernüchterung und Finanzierungsnot bei internetbasierten Projekten betroffen. Die Zahl der Webinhalte wächst weiterhin ungebremst, und es braucht Portale, um alte und neue Inhalte zu sortieren und zu bewerten. Dies nicht zuletzt, um dem «Google-Effekt» entgegenzuarbeiten. Die Tatsache, dass man mit Google (oder

anderen Suchmaschinen) immer irgendetwas findet, unterstreicht nur die Notwendigkeit von Fachportalen, obwohl dies bisweilen potenziellen Nutzern wie Geldgebern schwierig zu kommunizieren ist.

Solche Themenportale dienen hauptsächlich als Eintrittstor *(gateway)*, Sammel- und Bewertungsstation für auf dem Web vorhandene Ressourcen zum jeweiligen Thema. Diesen Anspruch hat zum Beispiel auch das kürzlich anlässlich des 90. Jahrestages aufgeschaltete Portal des Kooperationsverbunds Clio-Online (http://www.clio-online.de) zum Ersten Weltkrieg. Zudem verstehen die Projektverantwortlichen das Portal auch als Raum für die «Veröffentlichung aktueller Forschungsbeiträge und -information (Artikel, Rezensionen, Sammlungsbeschreibungen, Volltexte)». Für das Vorhaben «Themenportal Erster Weltkrieg» haben sich Institutionen und Projekte zusammengeschlossen, die über langjährige Erfahrung in der wissenschaftlichen Arbeit mit elektronischen Medien verfügen. Die breite Unterstützung durch renommierte Institutionen (zum Beispiel die Deutsche Forschungsgemeinschaft oder die Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften) zeigt, welchen Stellenwert geschichtswissenschaftliche Onlineressourcen generell und ihre (internationale) Vernetzung in Deutschland besitzen. Weitere Einrichtungen und Vorhaben sind eingeladen, sich am Ausbau und der Weiterentwicklung des Themenportals zu beteiligen.

Das Themenportal ermöglicht laut Selbstdeklaration der Projektleiter vom Institut für Geschichtswissenschaften der Humboldt-Universität Berlin einen direkten und schnellen Zugriff auf thematisch zugeschnittene Informationsangebote, die «eine gezielte Informationssuche bei gleichzeitig hohem Qualitätsstandard» ermöglichen. Es finden sich auf dem Portal (Menüpunkt «Themen») längere wissenschaftliche Texte zu zentralen Themen. Einleitend wird kritisiert, dass «gesellschaftliche, soziale und kulturelle Aspekte … lange zu Gunsten politischer und militärischer Untersuchungen zurückgestellt» wurden. In einer ersten Artikelserie werden deshalb bei der Untersuchung der Nachwirkungen und der Rezeption des Ersten Weltkriegs vor allem soziale und gesellschaftliche Aspekte beleuchtet. Die etwas lieblos gestaltete Chronologie der Kriegszeit («Chronologie») verbleibt dem gegenüber jedoch hauptsächlich im Rahmen klassischer Ereignis- und Politikgeschichte. Darüber hinaus bietet das Portal auch Literaturberichte und Rezensionen («Themen») sowie den Zugriff auf verschiedene (deutschsprachige) Literatur- und Quellendantenbanken an («Literatur»). Vermehrten Zugriff auf internationale Ressourcen bietet die Webdatenbank («Web-Verzeichnis») mit kommentierten Links. Bemerkenswert sind weiter die «Spezialsammlungen», insbesondere die Sammlung «Krieg 1914» der Staatsbibliothek Berlin, die während des Kriegs gesammelte Veröffentlichungen zum Krieg enthält. Ihren besonderen Wert erhält diese Sammlung dadurch, dass sie nicht nur die Veröffentlichungen aus Deutschland und den mit dem Deutschen Reich verbündeten Staaten enthält. In grossem Umfang wurde auch Literatur aus den neutralen und Feindstaaten gesammelt.

Die professionelle Gestaltung des Portals, seine Übersichtlichkeit, der Einbezug internationaler Ressourcen beziehungsweise die Vernetzung mit Bibliotheken und Archiven sowie die leichte Verfügbarkeit der Materialen in digitaler Form oder in Form von Datenbanken gehören zu den Stärken dieses Portals – insbesondere der direkte Zugriff auf Quellenbestände, die man sich sonst mühsam mittels Korrespondenz oder gar

persönlich vor Ort erschliessen müsste.

Tatsache bleibt aber, dass das Portal im Moment noch von seiner Ausbaufähigkeit profitiert. Von den Projektverantwortlichen wird zwar betont, dass das Portal inhaltlich erweitert werden wird, doch ist auf Grund von früheren Erfahrungen in Web-Projekten mit mehreren Partnern hier wohl durchaus etwas Skepsis angebracht. Zudem liegt der Schwerpunkt der selbst erarbeiteten Inhalte (noch) zu sehr auf der deutschen Geschichte; einmal abgesehen von der viel versprechenden Ausstellung «Der Weltkrieg 1914–1918. Ereignis und Erinnerung» im Deutschen Historischen Museum Berlin, 13. Mai–15. August 2004. Etwas einseitig um nicht zu sagen eurozentristisch erscheint die inhaltliche Konzeption des Portals auch insofern, als dass der Krieg als Weltkrieg – zum Beispiel hinsichtlich der Kämpfe und Konflikte in den europäischen Kolonien – fast gar nicht thematisiert wird.

Last but not least: Das Portal bietet abgesehen von externen Links (noch) keine Informationen zur Situation der neutralen Länder für die Kriegs- und Nachkriegszeit an. Gerade aus schweizerischer Sicht ist das zu bedauern, denn die Zeit des Ersten Weltkriegs und die daraus folgenden Ereignisse (vor allem der Landesstreik, das wohl wichtigste gesellschaftspolitische Ereignis in der Schweiz zwischen 1900 und 1950) gehören nicht gerade zu den besterforschten zeitgeschichtlichen Themenfeldern der Schweiz. Vielleicht würden gerade solche thematischen Portale neue Möglichkeiten der Forschung erschliessen, vor allem hinsichtlich international vergleichender Studien. Weshalb also nicht: www.landesstreik.ch?

Stefan A. Keller (Zürich)

ANNETTE WIEVIORKA
L'ERE DU TEMOIN

PARIS, HACHETTE, 2002, 190 P., € 9,20

Annette Wieviorka est directrice de recherches au CNRS. Elle est spécialiste de l'histoire du génocide et de la construction de la mémoire. Dans *L'ère du témoin,* elle analyse les relations entre histoire et témoignage, s'appuyant sur la Shoah, «paradigme de la construction de la mémoire», (16) qui a constitué un tournant dans l'écriture de l'histoire. Annette Wieviorka rappelle que l'intérêt pour les témoignages du génocide n'a pas été manifeste à la fin des années 1940. Comme lors de la Première Guerre mondiale et avec les souvenirs des «poilus», l'immédiat après-guerre représente une période de latence où l'on préfère oublier les horreurs de la guerre.

Pourtant, la volonté de témoigner est déjà présente chez les victimes: l'archivage systématique de tous les documents concernant le ghetto de Varsovie, dans le cadre de l'Oneg Shabbat, représente «l'intuition» de la nécessité de porter témoignage pour que l'histoire puisse un jour être écrite et parer à l'engloutissement d'une culture menacée de disparition, sans héritier ni mémoire. Il s'agit aussi d'éviter que l'histoire des vainqueurs – provisoires – devienne parole d'Evangile. Entre 1946 et 1950, deux des trois lots enterrés par les historiens du ghetto sont retrouvés. Aux chroniques des ghettos (Varsovie, mais aussi Lodz) s'ajoutent des journaux et des récits de vie qui sont autant de mémoires d'outre-tombe: la plupart du temps, les auteurs sont morts soit dans les ghettos, soit dans des camps de concentration.

Le témoignage se mue parfois en littérature. L'ouvrage de Calel Perechodnik, *Suis-je un meurtrier,* est l'autobiographie d'un policier du ghetto d'Ottwock.

Il réchappe à l'anéantissement du ghetto, mais conduit son épouse et sa fille à l'*Umschlagplatz,* où les juifs sont déportés. Il finit par périr lors de l'insurrection du ghetto de Varsovie en août 1944. Le récit de Perechodnik est un «enfant de papier» et relève du besoin de laisser une trace, d'immortaliser une filiation. Wieviorka rappelle que ce premier mouvement de témoignages se perpétue après la libération sous deux formes: la poésie et les livres-souvenirs qui témoignent du *hurb,* soit de la destruction totale de la *yiddishkeit* et de l'anéantissement de tous ses cadres de mémoires. Après les livres du souvenir suit l'étape des mémoriaux, comme celui de la *Déportation des Juifs de France* ou le *Mémorial des enfants* de Serge Klarsfeld, publié en 1978 et inauguré sous forme de monument en Israël en 1981.

Si pour qualifier le génocide juif on parle de la *Shoah,* Annette Wieviorka rappelle que le terme plus justifié est le *Hurbn,* soit l'abolition totale d'une collectivité européenne, la *yiddishkeit*. Il ne s'agit pas seulement d'une question de termes: lors du procès de Nuremberg (20 novembre 1945 au 10 octobre 1946), le rescapé des camps Avrom Sutzkever a la ferme intention de témoigner en yiddish. Or, on le force à témoigner en russe. Question fondamentale que celle de la langue du témoignage: Wieviorka souligne les nombreuses altérations qu'un texte comme *La Nuit* d'Elie Wiesel (Paris, Editions de Minuit, 1958) comporte, par rapport à la première version rédi-gée en yiddish, *Un di Velt hot geshvign (Et le monde se taisait),* Buenos Aires, Unión Central Israelita Polaca, 1956). Les thèmes relatifs au mystère du silence de Dieu n'apparaissent pas dans la version originale. Cette dernière ne fait pas l'impasse sur un désir, si ce n'est de vengeance, du moins d'humiliation, effacé de *La Nuit* qui est rédigé avec les conseils de François Mauriac et sa vision chrétienne d'un «Lazare ressuscité». (62)

Selon Annette Wieviorka, le procès Eichmann représente un tournant majeur dans l'historiographie du témoignage. Procès avant tout politique, parfois dénoncé comme tel (notamment par Hannah Arendt qui parlait d'un procès-spectacle), il révolutionne indiscutablement la construction de la mémoire du génocide. Alors que la majeure partie des crimes sont connus et documentés (paradoxalement par les archives constituées minutieusement par les nazis eux-mêmes), les témoins auront le rôle de «faire toucher du doigt la vérité», selon l'expression du procureur Gidéon Hausner. Pour que le passé devienne concret, il lui faut une dimension de plus, celle du réel, celle du vécu. Le témoin doit agir comme le feu dans l'armoire réfrigérée qu'est l'histoire. Le procureur va se servir de projets d'archives orales du génocide déjà en cours, et de procès précédents (Nuremberg compris) pour se documenter et choisir des témoins. Il ne s'agit pas d'amender l'historiographie: la condition pour témoigner à Jérusalem est d'avoir déjà témoigné par le passé. Le critère de représentativité est particulièrement privilégié: chaque témoin s'est déjà exprimé au préalable dans un autre cadre, devenant une sorte de professionnel du témoignage. La dimension du *show* n'est pas en reste, le témoin n'a pas comme rôle de prouver la culpabilité de l'accusé, mais de raconter et de reconstruire des faits. Le procès Eichmann représente aussi une rupture linguistique par rapport à Nuremberg: les témoins peuvent intervenir dans leur langue maternelle, le yiddish, langue qui n'était pas en cours à Nuremberg. Désormais, les récits de vie des camps de concentration forment une mémoire collective et un enjeu de la construction culturelle de l'holocauste. On reconnaît *de facto* au témoignage une valeur autre que celle de

la déposition: le survivant acquiert une nouvelle identité, celle d'homme- (ou de femme-)mémoire, ou encore de *porteur d'histoire*. (118)

Le mérite d'Annette Wierviorka est de montrer qu'on ne peut plus concevoir l'écriture de l'histoire sans un examen attentif du rôle du témoin. L'holocauste est en ce sens un appel à une histoire-témoignage, qui ne fait pas l'impasse sur une didactique du récit explicité. L'ouvrage démontre aussi que si les témoignages, dans les premières années d'après-guerre, étaient largement occultés, ils sont devenus un impératif social, après avoir été sollicités dans une perspective judiciaire. L'auteure reste d'ailleurs consciente de la nécessité de coexistence entre les sources écrites et orales, et du besoin de contextualiser un témoignage, en se gardant de pulvériser les «critères universellement établis de l'écriture académique de l'histoire». (120)

Stéphane Tendon (Genève)